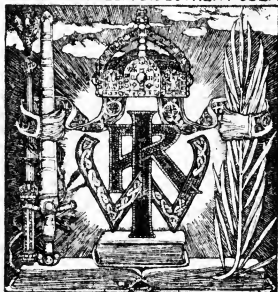


UC-NRLF



\$D 42 030

KAISER-WILHELM-BIBLIOTHEK-POSEN



LIBRARY  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
DAVIS

104-104-104-104  
104-104-104-104  
104-104-104-104

1788. 22 51

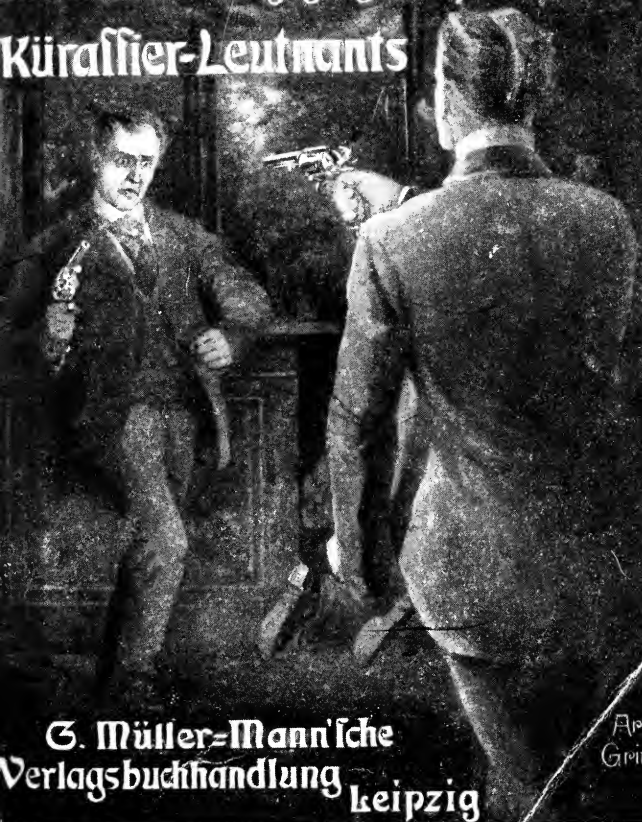
10,

1904. 2858.

# Curt Freiherr von Biedenfeld

## AMERIKANISCHES TAGEBUCH

eines um die Ecke gegangenen preußischen  
Kürassier-Leutnants



**G. Müller-Mann'sche**  
**Verlagsbuchhandlung** Leipzig

APRO  
Grimm



Curt Freiherr von Biedenfeld.

Amerikanisches Tagebuch eines um die  
Ecke gegangenen preussischen Kürassier-  
Leutnants.

## Dem Amerikaner,

der Sich Selbst und Sein Land für die edelsten  
Blüthen der höchsten Civilisation hält,

ist dieses Buch

in allertiefster Ehrfurcht

gewidmet

~~P. 1904. 887~~

von einem

**Deutschen.**

Leipzig

G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung

[1900]  
LIBRARY

UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
DAVIS

---

Alle Rechte vorbehalten.

---







## Nach Amerika.



**A**uswandern! . . . . Was liegt nicht Alles in diesen drei Silben: Das Aufleuchten einer glitzernden Luftspiegelung der Hoffnung, das Gähnen eines Abgrundes von Elend — und endlich, doch ach, wie selten, ein mit dem Einlatz eines ganzen Lebens erungener Sieg!

Die Frau Regiments-Commandeur des Rheinischen Kürassier-Regiments hatte jedenfalls durch irgend einen Kaffeeklatsch in Erfahrung gebracht, daß der Herr Lieutenant von Biedenfeld Schulden hätte und dies brühwarm ihrem vor jedem General zitternden hohen Gemahl mitgetheilt. Dies war der Grund, weshalb ich gegen Mitternacht, als ich von einem Ball in Cöln nach meiner Dienstwohnung in der Kaserne zurückkehrend, einen Schreiber des Regiments-Bureaus vor meiner

Thür fand mit dem Befehl, der Herr Oberst (genannt Canner) wünschte mich sofort zu sprechen. Ich vergrößerte meine Schuldenlast bei dem Droschken-Besitzer Jürgen um drei Mark und erschien noch in selbiger Nacht vor dem Herrn Commandeur, der speciell zum Rheinischen Kürassier-Regiment gesandt war, um dem extravaganten Officiercorps Sparsamkeit einzuimpfen. Jetzt sollte es vorkommen, daß womöglich einer der Herren Schulden halber um die Ecke ging? — Schrecklich! — Ein fürchterlicher Gedanke für den armen „Canner“, der doch so gerne General werden wollte und natürlich ganz vergaß, daß seine Schulden dereinst von den Dividenden einer bekannten Spiritusfabrik bei Magdeburg bezahlt wurden. „Es ist mir durch meine Frau zu Ohren gekommen, daß Sie Schulden haben, Herr Lieutenant von Biedenfeld,“ so begann die lange Stange ihre Rede, „denken Sie nur, wenn das der Herr General erfährt.“ Der zweite Gedanke in seiner Ansprache ließ es deutlich erkennen, daß er nur an seine Wenigkeit dachte und es absolut keine Rolle spielte, was aus mir wurde. Hätte das Rheinische Kürassier-Regiment damals (1885) einen Commandeur gehabt, wie heute (1900), so wäre ich jetzt Major im Generalstab. Ich unterschrieb ein mir dictirtes Abschiedsgeluch in meiner Unerfahrenheit, und mein offizieller Hals war gebrochen. Wäre ich aktiver Officier geblieben, würde es mir sehr wohl gelungen sein, meine Angelegenheiten zu ordnen; als „um die Ecke gegangener Officier“ war es mir erst nach Jahren möglich, von Chicago aus meine

Schulden zu begleichen. Kaum wurde es bekannt, was die Frau Commandeur und der „Tanner“ in stiller Nacht ausgeheckt hatten, als es ganze Stöße von Rechnungen auf mich Armen regnete. „Auf ihn, er ist im Unglück“ schien die Lösung meiner Creditoren zu sein. Den Rechnungen folgten bald dringende Mahnungen oder Klagen oder vollstreckbare Urtheile . . . ich wurde in meiner Umgebung immer einsamer, gewisse Freunde mußten sofort zum Dienst, wenn sie mich sahen; es war, als hätte sich Alles gegen mich verschworen. Der Waffenhändler Neumann in Berlin setzte allen Creditoren die Krone auf, er erwirkte einen Haftbefehl gegen mich mit der Begründung, er hätte gehört, ich wolle nach Chile abreisen. Er wünschte mir mein Reisegeld abzunehmen. Erniedrigung schmerzt mehr als völlige Vernichtung. Die tausendspitzige, unaufhörlich quälende Sorge erzeugt einen Zustand, der ärger drückt als die Vernichtung.

Das brutale Vorgehen der Firma Neumann machte in meinem Hirn einen rettenden Entschluß reif: Auswandern!

Vierzehn Tage später verschwand ich unter dem Passagier-Gewimmel auf dem Verdeck des Auswandererdampfers „Devonia“ in Glasgow. Alles, was meine herrliche Mutter nur entbehren konnte, gab sie mir; es waren 203 M., die ich in der Tasche meines einzigen Civilanzugs hatte, als ich den deutschen Staub von meinen Sandalen schüttelte. Am 6. Januar 1888 reiste ich über Hannover nach Antwerpen. In Cöln traf

ich einen Herrn Welte, als ich im Begriff war, mir ein Deutsch-Englisches Lexikon zu kaufen, um während der Reise meine englischen Sprachkenntnisse, die mir im Cadettenkorps beigebracht waren, wieder aufzufrischen. Herr Welte war ebenfalls früher Offizier gewesen und hatte sich dann 28 Jahre in Amerika aufgehalten. Zur Zeit war er an einem Cirkus in St. Petersburg thätig und zwar mit dressirten Elephanten. Zum ersten Male wurde mir klar, was aus einem ehemaligen preußischen Offizier werden kann. Er fuhr mit mir bis Hachen und erzählte interessant von seinen Erlebnissen. Mit dem Dampfer Schiller gingen seine Frau und vier Kinder unter, dann verheirathete er sich in Amerika mit einer Schauspielerin, die er sitzen ließ. Letztere lernte er in einem deutschen Theater kennen, wo er eine Zeit lang als Coulißenschieber angestellt war. Er gab mir eine Empfehlung mit an einen Herrn Leeb in Chicago, den ich 4 Jahre später dort zufällig kennen lernte. Mit Dank verabschiedete ich mich von ihm in Hachen und fuhr weiter nach Antwerpen. Mir fielen die erbärmlichen, kleinen Hütten in Belgien auf, die fast durchgängig mit Strohdächern bedeckt sind, und wenn die guten Leute ihre Festungswerke nicht in der Zwischenzeit ausgebessert haben, so können sie einer durchmarschirenden Armee nicht imponieren. In Antwerpen angekommen, nahm ich einen Dienstmann, der mich zum Agent Strauß führte. Mein Baarbestand war jetzt nur noch 140 M. und mußte ich natürlich Zwischendeck fahren. für die Reisekarte bis nach

New York zahlte ich 120 M. und mußte dann noch eine Matratze für 6 M. anschaffen. Das Auswandererschiff war schon am Morgen abgegangen und wurde ich daher über Hull-Glasgow expedirt. Ich wurde zum Restaurateur Bock gewiesen, wo ich noch andere Auswanderer treffen würde. Diese ebengenannte Kneipe ist eine sehr gewöhnliche Frauenzimmerspelunke, wo den Auswanderern der letzte Groschen abgenommen werden soll. Dort traf ich einen Franzosen, einen Juden mit dem bekannten Namen Cohn und einen Studiosus, August Schepp aus München, die Alle nach New York gehen. Der Stud. phil. ist nach der Benediktiner-Abtei St. Vinzent bestimmt. Der Hbt hatte ihm 800 M. gelandt, die er aber zum größten Theil in Cöln gelassen hatte und daher ebenfalls Zwischendeck fahren mußte. Gegen sechs Uhr Abends erschien ein Vertreter der Gesellschaft, die die Contrakte abgeschlossen hatte, um uns nach dem Dampfer zu führen. Der sehr stark angeheiterte Student wurde in eine Droschke gesetzt, wo er einen schauderösen Skandal machte. Wir sind fünf Passagiere in einer Cajüte, die acht Personen fassen kann. Um sieben Uhr fahren wir ab. Dahin sind alle die Gegenstände, an die sich die süßesten Erinnerungen des ganzen Lebens knüpften, dahin und verschwunden mit der Heimath.

Ich stehe auf dem Deck des Dampfers Fairy, die tausende Lichter, die den Hafen und die Einfahrt zu demselben erleuchten, machen einen imposanten Eindruck. Wir fahren bis zehn Uhr, als das Schiff des

starken Nebels halber vor Anker gehen muß. Viele Dampfer geben Signale in der Umgegend. Erst 8 Uhr Morgens werden die Anker gelichtet. Der Nebel hat nur wenig nachgelassen, wir fahren mit halbem Dampf. Gegen elf Uhr passiren wir Vlissingen, wo wir einen Lootsen an Bord nehmen, der bis Hull mitfährt. Einige Seemeilen weiter und wir nehmen den Cours in die Nordsee. Es wird herrliches Wetter, die Sonne bricht durch, der Nebel verschwindet gänzlich, weit weg am Horizont ziehen einige Segelschiffe. Neun Uhr Abends sind wir in der Nähe Englands, an dessen Küste entlang wir bis Hull fahren. Am 10. Januar Morgens halten wir an der Mündung des Humber, da der Nebel zu stark ist, muß der Tag abgewartet werden. An allen Seiten ertönen Nebelhörner und Glockensignale. Der Führer eines Fischerbootes tauscht einige Kabeljaus gegen Tabak, Cigarren und eine Flasche Wein um. Von Hull werden wir per Bahn nach Glasgow befördert, wo wir sieben Uhr Morgens ankommen.

In einem Auswandererhôtel finden wir eine ganze polnische Judengesellschaft, alles durcheinander in Betten hockend. Eine Frau war gestorben, und als ich ihren Mann frug, was ihr gefehlt hätte, sagte er: „Die Seerkrankheit hat sie zgedrückt.“ Neben mir wohnt eine Wienerin, die mir famosen Thee mit Rum dedizirt. Ich werde mit dem Franzosen und dem Juden Cohn einquartirt in einem Zimmer, das schon ein Slovake 24 Stunden bewohnt hat. Der Slovake war indignirt

über den Agent in Hamburg, dem er noch 5 M. Zuschlag geboten hatte, wenn er mit einem Bismarck gehörigen Schiff fahren könnte; der Agent steckte die 5 M. ruhig ein und der Slovake wurde mit einem englischen Dampfer befördert.

Im Hôtel wurde ich mit dem Dolmetscher Herrn Gutzke bekannt, der jeden Einzelnen der hier zusammengedrängten Auswanderer der verschiedensten Nationen (Ungarn, Russen, Polen, Juden, deutsche Desserteure, Franzosen) in ihrer eigenen Sprache anredet und ihre Fragen beantwortet.

Der Dolmetscher bringt uns auf einem kleinen Passagierdampfer nach der Devonia, dem Auswandererdampfer, der uns nach New York befördern soll. Auf der Devonia angekommen, finden wir schon ca. 200 Passagiere; unaufhörlich kommen kleine Dampfer, die Waren einladen.

Allmählich nach vielem Hin- und Herrennen hat Jeder seinen Platz gefunden. Jetzt ertönt die Pfeife, die Maschine beginnt zu arbeiten, erst langsam, dann immer schneller, das Schiff ist in Bewegung. —

Während die Maschine im Bauche des Schiffes töhnt, als habe auch sie ob des Abschieds zu klagen, sehen wir uns die Scheidenden genauer an. Was sind sie ihrer geistigen Qualität, ihrer moralischen Toilette nach für Leute? Da sind zuerst die mit den heimischen Verhältnissen Unzufriedenen, die ihren Groll über das

Weltmeer fahren und drüben in der Brandung der großen Städte oder in der Einsamkeit des Urwalds vergessen wollen. Da sind ferner allerhand Bankerotteure, die nur die Wahl zwischen langem Zuchthaus und der neuen Welt haben. Da sind weiter verschiedene Glücksritter, welche schon hundert Mal in der Heimath Schiffbruch litten und denen es auf einen weiteren Schiffbruch nicht viel ankommt. Da ist auch der „große Künstler“, der hinübersegelt, um drüben als Star zu leuchten, und der sich jetzt inmitten des bunten Gewimmels geberdet, als führe von den Niederungen der brutalen Alltäglichkeit zu dem hohen Podium seiner Kunst und seines Ruhmes keine verbindende Treppe — der „große Künstler“, über dessen Auftreten drüben dann die Nacht über das transatlantische Kabel mit erlogenen Erfolgen beschäftigt wird . . . Leute, die wirklich ernster Geschäfte halber das Auswandererschiff besteigen, finden sich so wenig wie möglich.

Anfangs geht alles gut von Statten. In Manville an der irischen Küste werden noch eine große Anzahl Irländer aufgenommen und dann geht es weiter nach New York. Man ist über die neuen Eindrücke hoch entzückt, man lacht, man singt, man freut sich. Das Meer ist ruhig, das Kielwasser bildet hinter dem Schiff eine lange Furche . . . Alles auf den Wogen draußen erweckt lebhaftes Interesse: das ist ein Ostindienfahrer, daneben ein Schoner, im Vordergrund Segelboote. Der letzte Vogel, der letzte Schmetterling — sie bleiben nach und nach zurück! Ach wenn die üblen Eindrücke von



Daheim auch so zurückblieben! Aber nein, sie nißten fest im Herzen, sie gehen mit . . . Und nun ist das Schiff nur noch ein kleiner schwarzer Punkt am Horizont, der sich in der hereinbrechenden Meeresdämmerung bald ganz verliert. —

Ich helfe die Messer und Gabeln für die erste Cajüte putzen und erhalte dafür während der ganzen Reise das Essen der ersten Cajüte. Am zweiten Tag nehme ich den Juden Cohn als Gehülften zum Messerputzen mit und er erhält für die Reise dieselbe Vergünstigung — und ich putze weniger Messer. Abends sitze ich gewöhnlich mit dem Dolmetscher auf Deck und er erzählt mir von seiner Primanerzeit in Thorn, wo ihm das Tabakskollegium der Gymnastiken den Hals gebrochen, wie er sagte.

Die Schotten führen täglich Nationaltänze auf nach einem Schrecklichen Instrument „bagpipe“ genannt, das wie ein Dudelsack fürchterliche Töne von sich giebt.

Sonntags singen die Engländer Psalmen und spielen die Frommen. Trotzdem erhebt sich in der Nacht vom 20. zum 21. Januar ein kolossaler Sturm. Das Schiff fliegt hin und her, Bänke und Tische fliegen um. Ein Passagier verletzt sich erheblich, ein anderer muß in Eisen geschlossen werden, da er Delirium tremens bekommt. Der Sturm peitscht die Wellen über den Dampfer, wir verlieren drei Rettungsboote. In der Brut des Auswanderers wird es einsamer, bei Manchen erleichen schon jetzt die letzten Streifen der aufschwimmern-

den Hoffnung. Jetzt in der Nacht, während draußen die Wogen schäumen, öffnen sich auch die muthigsten Herzen der Trauer und der Wehmuth . . . zerstört, zertrümmert meine Militär-Carrière, an der ich mit jeder Faser meines Herzens hing; der Schmerz hat dunkle Seiten, bei deren Betrachtung nur der stolze Muth nicht bricht.





## Ein Jahr in New York City.



Bei der Landung verweht das Schickfal die Menschen, die es auf vierzehn Tage zusammengeführt hatte: diesen nach Milwaukee, jenen nach New-Orleans, einen Anderen nach St. Francisco; die Heimathliebe aber nehmen alle mit. Die armen, aus ihrem heimathlichen Boden gerissenen Pflanzen suchen jetzt im fremden Land Wurzel zu fassen, so gut sie es vermögen.

Am 26. Januar 1888 landete ich im Castle Garden und brachte als Basis für meine geschäftlichen Operationen ein Capital von 16 ganzen Pfennigen mit nach den Vereinigten Staaten. Heute sendet man Einwanderer, die nicht eine bestimmte Summe Geld bei sich oder aber Verwandte in den Staaten haben, prompt mit demselben Dampfer zurück, mit dem sie gekommen sind. Das kann man den guten Leuten absolut nicht übel nehmen, denn die Amerikaner haben überhaupt nur

für den etwas übrig, der etwas hat, damit sie ihn ausrauben können.

Die Vereinigten Staaten nehmen jedes Jahr mehrere hunderttausend Männer, Frauen und Kinder von allen Ländern der Welt in Empfang. Diese vertheilen sich über die verschiedenen Staaten und Territorien; vielleicht ein verrückter Engländer, der von der komischen Thatsache angezogen wird, daß es noch einen Landestheil in der Welt giebt, der keine Regierung besitzt, geht nach dem mysteriösen kleinen Parallelogram, ungefähr so groß wie der Staat Massachusetts, der nördlich von Texas liegt und auch auf der Karte „Oeffentliches Land“ (Public Land) benamt ist. Hier wohnt ein Theil der zusammengewürfelten amerikanischen Nation, die weder Gouverneur noch Gesetzgebung hat.

Es ist gewiß erstaunlich, daß diese Tausende „Neuankömmlinge“, „Verbannte“, „Fremde in einem fremden Land“, man nenne sie wie man will, an amerikanischen Ufern landen, ihre Eisenbahnzüge nehmen und neue Heimathen finden, mit keinerlei Hülfe oder Abwehr von der Regierung der Nation, nachdem sie das „Dock“ verlassen haben, wo sie landeten.

Wenn ein Einwandererschiff ankommt, schickt die Regierung einen Vertreter an Bord, der feststellt, daß kein Ankömmling die Schwarzen Blattern, Scharlachfieber, gelbes Fieber oder eine ansteckende Krankheit hat.

Sind die Ankommenden Mormonen, so treffen sie am „Dock“ einen Mormonen-Helferten, der schon

weiß, wer kommt und wohin sie gehen. Alles ist für sie besorgt, Billets und Gepäck in Ordnung, und sie reisen weiter, wie Passagiere in weißen Glacee-Handschuhen auf einer Cook Excursion. Sind die Einwanderer aber nur Christen — keine Heiligen — so finden sie keine Anleitung und müssen sich selber helfen.

Es ist deshalb sehr schwierig, eine Statistik der Einwanderung in irgend einem Hafen Amerikas aufzustellen. Die amerikanische Regierung zählt die Einwanderer, sie weiß, ob 300 000 oder 600 000 angekommen sind. Sie weiß, wie viele wieder abgereist sind. Sie weiß, wie viele per erster Cajüte und wie viele im Zwischendeck ankamen. Sie weiß, wie viele Belgier oder Bulgarien waren. Fragt man aber die amerikanische Regierung, was aus den Einwanderern geworden ist — wie viele in die Irrenanstalten gewandert sind und wie viele an der fünften Avenue in New York wohnen; wie viele nach Manitoba gegangen sind, wie viele nach Arkanlas, wie viele in den Himmel und wie viele nach wärmeren Plätzen — dann spricht die Vereinigte Staaten-Regierung Spanisch; „Quien Sabe?“ sagt sie; und sie sagt es im Spanischen Sinn, der ausdrückt: „Es ist uns sehr Wurscht!“

Es gibt ja Leute, denen alles „toute même Schulze“ ist. Der hochlöbliche Senat von Kanlas z. B. ist sehr stolz auf diesen Staat. Daß sie dazu Grund haben würden, das ist den Herren Senatoren aber schon von weiseren Leuten gesagt worden, noch ehe sie dorthin gingen, ja selbst bevor irgend

ein weißer Mann ein Recht hatte in Kansas zu wohnen. Jedes Jahr kommt in Kansas ein Einwanderer-Rapport für den Staat heraus — ein sehr schönes Buch, so groß wie die Bibel. Es ist ein sehr lehrreiches Handbuch mit Instruktionen und Vorschlägen für Leute, die ein neues Heim suchen, aber im Vorwort sagt dies schöne Buch mit einem gewissen edlen Stolz, der den Amerikanern eigen ist, daß es nicht hergestellt wurde, um europäische Einwanderer anzulocken. Es ist den Herren Senatoren in Kansas ja ganz egal wie viele kommen und wie viele wegbleiben. Der Stolz illustriert so ziemlich, daß nicht einmal die großen Staaten in Amerika die Richtung des Stromes der europäischen Einwanderer beeinflussen. Was ist das Resultat? Eine große Bank in Boston wollte eine gute Statistik aufstellen über die Einnahmequellen von Massachusetts und mußte dazu einen Rapport benutzen, der schon acht Jahre vorher für die französische Regierung angefertigt worden war. Das war Alles, was die Bank finden konnte. Der Ausschuß für die allgemeine Wohlfahrt von Massachusetts war viel zu beschäftigt die langen Jahre, als daß er einen officiellen Rapport über die finanzielle Lage des Staates oder seiner Einnahmequellen veröffentlichen konnte. So geht es dem Vereinigten Staaten-Couvernement ganz genau. Es giebt kein Handbuch für die halbe Million Einwanderer, die jedes Jahr in den Vereinigten Staaten ankommen. Der Eine muß erst zwei bis drei Jahre nach Manitoba gehen, um zu entdecken, daß er nach Florida hätte gehen müssen, der

Andere wandert erst nach Florida, bis er ausfindet, er hätte nach Manitoba gehen sollen. Der Fortschritt Deutschlands für die Zukunft hängt zum großen Theil von der organisirten Auswanderung ab. Ein sehr kühner Ausdruck für einen jungen Mann, aber trotzdem Thatfache. Bei meiner Landung am 26. Januar 1888 drängte sich meinem hungrigen Magen die praktische Bedeutung eines Mittagbrods auf.

Da ich kein Gepäck besaß, wurde es mir sehr leicht, meinen Weg den Broadway hinauf bis nach der Brooklyn-Brücke zu nehmen. Von hier wanderte ich die Bowery hinauf bis nach der Houston Str. Den ganzen Tag hatte es sehr stark geschneit und gegen Abend begann der bekannte große Blizzard von 1888. In einem der vielen an der Bowery gelegenen Pfandhäuser verletzte ich meinen Ueberzieher für 2 Dollars und nahm in einem nebenan gelegenen sehr schmutzigen Restaurant mein Dinner ein, um meinen inzwischen zum Heißhunger ausgearteten Appetit zu befriedigen. Vor dem Cigarrengeschäft von Lindlau an der Houston St. sah ich, wie sich eine Frau vergeblich bemühte, die immer wachsenden Schneehaufen vom Trottoir auf die Straße zu befördern. Ich wurde mit ihr einig für 50 Cent die Arbeit zu übernehmen, und in etwa 1 Stunde hatte ich das erste Geld in meinem Leben verdient. Ich erhielt von Frau Lindlau den Auftrag am nächsten Morgen, sofern der Schneesturm anhielt, noch einmal das Trottoir zu fegen. So verdiente ich in den nächsten 5 Tagen an diesem Platz allein 4 Dollars und benutzte

die Schneefchaufel und den Besen, um vor anderen Geschäften und Privathäusern einen gleichen Dienst zu verrichten und war am Ende des Blizzards im Besitz von 35 Dollars. Mit dem Blizzard hörte natürlich diese sehr lohnende Beschäftigung auf, und mußte ich mich nach anderer Arbeit umsehen. Ich wohnte im „Rapid Transit Hôtel“ an der Bowery, wo man für einen viertel Dollar pro Nacht ein sehr schlechtes Bett zugewiesen bekam. Da hier die gefährlichste Gesellschaft, hauptsächlich Taschendiebe und Straßenbummler etc., logirte, so nahm ich mir nach meinen ersten Einnahmen, nachdem ich meinen Ueberzieher wieder eingelöst hatte, ein kleines Zimmer 262. Houston Str. bei einem Deutschen, der in einer Bier-Wirthschaft beschäftigt war. Hier lernte ich einen Lebensversicherungsagent Erichson kennen, der mir versprach eine Stellung zu verschaffen, sofern ich bei ihm eine Versicherungspolice nähme. Nach zweimonatlichem Suchen gelang es ihm mir eine Stellung als Hausknecht bei L. Stollwerck, 20 St. Marks Place, zu verschaffen mit einem wöchentlichen Gehalt von 6 Dollars, die ich natürlich händeringend annahm, da ich in der Zwischenzeit keine Gelegenheit hatte etwas zu verdienen und Nachts unter einer Treppe an der Second Ave schlafen mußte. In den Zeitungen sieht man allerdings jeden Morgen Stellungen annoncirt, meldet man sich aber noch so früh in den betreffenden Geschäften, so findet man schon fünfzig bis hundert hungerrige Gestalten vor der Thür stehen, und man findet



wenig Chance, die Stellung zu bekommen, namentlich wenn man schlecht englisch spricht und jeder Mensch sofort sieht, daß man noch ein „Grünhorn“ und mit den Verhältnissen nicht vertraut ist.

Meine Thätigkeit begann Morgens 6 Uhr. Zuerst mußte ich die Asche aus den verschiedenen Oefen auf die Straße tragen, dann die Oefen anmachen. Wenn ich den letzten glücklich gefeuert hatte, war der erste wieder aus. Nachher war ich damit beschäftigt, jeden Morgen 40 Eimer Wasser in ein Reservoir auf den Boden zu tragen. Wenn der alte griesgrämige Stollwerck aufgestanden war, hatte ich Semmeln und Kuchen zu holen. Dann war ich im Geschäft thätig. Daselbe bestand im Verleihen von Costümen für Maskenbälle. Natürlich mußte ich alles zum Geschäft Nöthige zu Fuß herbeiholen; Perrücken bei Meyer am Broadway, fleischfarbige Cricots am Union Square, Nadeln, Knöpfe, Schellen, Goldfranzen, Malchinengarn, rothe Strümpfe von allen Ecken und Enden New Yorks. Meine Unausprechliche war in Fetzen, aus meinen Stiefeln sahen die Zehen heraus, als ich Abends neun Uhr noch durch den Schnee meinen Weg zu einem Bäcker an der Grand St. finden mußte, um für zwanzig Pfennige Apfelkuchen zu holen.

Der Baiarische Volksverein hielt einen Maskenball in den „Harmony Rooms“ ab. Auf einem zweirädrigen Handwagen zog ich große Koffer mit Costümen und Masken dorthin. Unter den Masken befand sich eine Elephanten-Maske aus „papier maché“ mit einem

kolossalen Rüssel. An einem deutschen Zeitungs-Bureau hielt ich an, um die Bulletins zu lesen, die den Tod Sr. Majestät des erhabenen hochseligen Kaisers Wilhelm des Großen meldeten. Auf dem Trottoir standen zwei Deutsche, welche die ebengenannten Depeschen besprachen und zwar in einer Weise, wie man sie nur bei ehrlosem Gefindel in Amerika finden kann. Ich ergriff die Elephanten-Maske beim Rüssel und landete den Elephantenkopf mitten auf den Kopf des Ehrlosen und legte mit dem Andern die Bowery einen hellen Block lang. Als der Kampf beendet, war natürlich sehr wenig von der Elephanten-Maske übrig. Beim Eintreffen im Geschäft des L. Stollwerck wurde ich prompt aus seinen Diensten entlassen und der mir zukommende Gehalt für eine neue Maske verwendet. Wieder befand ich mich ohne einen Pfennig auf der Straße. Durch einen früheren Officier der 2. Husaren, Herrn v. Z., der eine Kneipe am St. Marks Place hatte, wurde mir bekannt, daß im Metropolitan Opera House noch ein zweiter Hellebardier gewünscht würde für den Arion Ball. Die Hellebardiere mußten mit gekreuzten Hellebarden am Eingang der Thüre stehen, durch welche die maskirte Festgesellschaft in den großartig erleuchteten Saal trat. Der andere Hellebardier, ein Graf S., früherer Garde-du-corps Officier, und meine Wenigkeit standen am Abend des Arion-Balls in rothem Rock und Beinkleidern, hohen gelben Stiefeln und der Hellebarde an der Thür, wofür wir 10 Dollars pro Mann erhielten. Einen Monat später arbeiteten Graf S. und ich auf

einem kleinen Dampfer (lighters), welche die großen Schiffe im New Yorker Hafen entladen. Die Arbeit war sehr schwer, es mußte bis in die Nacht gearbeitet werden und um keine Zeit zu verlieren, schliefen wir auf Deck unter freiem Himmel. Eines Abends nach der Arbeit standen Graf S. und ich auf Deck, auf der anderen Seite des Hudson das Lichtmeer von New York betrachtend, als S. mir warm die Hand drückte und so ruhig als ob er sein Pferd für die Parade bestieg, sprang er über Bord und kam nicht einmal wieder an die Wasseroberfläche. — Ich bin von festerem Material und nicht so leicht durch äußere schlechte Verhältnisse besiegt; ich habe weitergekämpft, weitergelitten, aber am Schluß gesiegt. —

Was ich errungen habe, ist durch ehrliche deutsche Arbeit erkämpft worden; wenn ich nach amerikanischem Muster operirt hätte — und die Gelegenheit dazu hatte ich oft — so hätte ich Millionen stehlen können im Laufe der elf Jahre, die ich in privaten und politischen Stellungen in Amerika zugebracht habe. Dem ganzen amerikanischen Volke ist eine Schwäche eigen, es ist der Respekt vor dem Erfolg, einerlei, durch welche Mittel er errungen wurde. Der Erfolg deckt hier alle Sünden zu, dem Erfolge beugt sich Alles. War Henry S. Jves nicht ein Mensch von dunklem Herkommen, der in einer New Yorker Anzeigen-Agentur 6 Dollars wöchentlich verdiente und nicht die geringsten Ausichten hatte? Jves verlor bald seine Stelle; er hatte einige Hundert Dollars und begann in der Wallstreet zu speculiren; er

miethete sich ein Pult bei einer Firma, nannte sich „Bankier“ und schwindelte sich rasch empor. Er unternahm eine kühne Operation nach der anderen mit leeren Händen und wurde von der vertrauensseligen Welt bereits unter die Millionäre gezählt. Er kaufte die „Cincinnati-Hamilton-Dayton“-Eisenbahn, saugte und beutete sie aus und erwarb sich von Robert Garrett für eine Million Dollars das Anrecht auf die Controle der Baltimore- und Ohio-Bahn. Die Sache zerbrach, aber durch sie wurde dieser fadenscheinige Schwindler enthüllt. Dieser Ives ist nur das einzige Exemplar einer ganzen Classe; hat es Jay Gould wohl anders gemacht? Und wie angesehen war er bis zu seinem Tode! Hätte Ferdinand Ward Erfolg gehabt, so würden heute die Blätter von einem Ende des Landes bis zum andern ihn rühmen. General Grant war sicher kein Dummkopf, und man kann wegen Dem, was der Erste des Landes seiner Zeit that, doch den Speculanten an der Wallstreet keinen Vorwurf machen; Grant hat sich ganz ähnlich täuschen und betrügen lassen, wie die Opdykes und der reiche Gummiwaaren-Fabrikant Christoph Meyer von Ives getäuscht und betrogen wurden. —

Wallstreet ist ein sehr bequemer Platz, wo die Leute die Güter ihrer Mitmenschen verschlucken, ohne daß sie es nöthig hätten, dieselben vorher zu befehlen. Wenn in alten Zeiten ein Baron die nach Frankfurt ziehenden Kaufleute ausrauben wollte, so mußte er Nächte lang auf schlechtem Weg zubringen und sich auf die Lauer legen; nach unserem modernen System ist das gar nicht

nöthig. Unter dem Dach der gutbeleuchteten Börse kann man rauben und plündern, dann in eine Droschke springen und hat Zeit, seinen Geschäfts-Danzger abzuliegen und seinen Frack anzuziehen, ehe das Diner im Club servirt wird. —

Unter den verschiedenen weiteren, oft recht sonderbaren Stellungen, die ich in New York bekleidete, war diejenige als Reitlehrer in der Dickel'schen Reitschule ohne Zweifel eine der interessantesten für mich. Von der großen Anzahl der Reitschulen ist die obengenannte die älteste und wohl auch die beste. Das New Yorker Publikum interessirt sich sehr für Pferdesport.

Ich erschien eines schönen Morgens bei Herrn Charles Dickel, um mich vorzustellen. Ich bestieg einen Fuchs, dessen Trab so hoch war, daß mir jetzt noch alle Knochen im Leibe weh thun, wenn ich daran denke. Nachdem ich einige Male in der Bahn herumgeritten, war sich Herr Dickel über meine Reitkenntnisse klar, ich war als Reitlehrer angestellt. Das edle Roß, jedenfalls das Probepferd für derartige Prüfungen, wurde abgeführt. „Sprechen Sie englisch?“ wurde ich gefragt. „Jawohl — selbstredend.“

Wenn man irgendwo das Lügen lernen will, so ist Amerika der beste Schulmeister.

In einer englischen Zeitung las ich eines Tages eine Abhandlung über das Verhältniß vom deutschen Reitlehrer und Unterricht zum englischen. Die englische Methode wurde natürlich in den siebenten Himmel gehoben und nur ein Engländer könne wirklich schön

reiten. Die Begriffe und Ansichten von „Schön“ sind glücklicher Weise sehr verschieden. Meiner Ansicht nach sieht es schöner aus, wenn ein Reiter ruhig und gerade, nicht gezwungen, auf dem Pferde sitzt, als wenn er alle Glieder, die überhaupt beweglich sind, in der Luft herumfliegen läßt.

Was das schöne Geschlecht anbetrifft, so zeigten alle meine Schülerinnen beim Reiten eine Courage, die ich bis dahin nur in der preußischen Kavallerie gewohnt gewesen war; die Folge davon war, daß sie alle durchweg gut reiten lernten, zumal die, welche nicht bloß der Mode halber die Sache mitmachten, sondern wirklich Interesse dafür zeigten. Sehr oft ging die Liebe zum Pferd so weit, daß selbst mit den zartesten Kunstbezeugungen nicht gespart wurde. Ich habe gesehen, wie eine Dame ihr Pferd permanent küßte; sie war nicht eher wegzubekommen, bis ich ihr die Gefahr ihrer Nasenspitze nachwies.

Was das stärkere Geschlecht anbetrifft, so muß ich mit schwerem Herzen gestehen: ich habe wenige gute Reiter in New York gesehen. Die Anzahl der Reiter im Central-Park, namentlich Sonntags Morgens, läßt darauf schließen, daß die Herren, die wohl nie eine Unterrichtsstunde genommen, die Gefahr nicht kannten oder aber, daß die Herrn-Pferde in Amerika großen Verstand besitzen, sonst hätten am Sonntag Mittag an jeder Biegung, die die Reitwege machen, zwei bis drei Leichen gefunden werden müssen. Oft erinnerte mich das Reiten der Soloreiter an eine Parforcejagd, zu der

Einladungen ergangen sind. Ich habe in der Nähe der 93. Straße zwei solch' neumodische Ritter aneinander reiten sehen, daß ich zuerst glaubte, ich wäre ungewollter Zuschauer eines Couriers. Die Beiden ritten mit solcher Gewalt aneinander, daß der Eine auf dem Kopf stand, während der Andere sich zwei Mal überschlug; daß sie sich aber Beide nicht das Genick gebrochen, ist mir heute noch ein Räthsel. Zu meinem größten Erstaunen erhoben sie sich, wenn auch etwas langsam, sahen sich groß und sehr gelcheut an, entschuldigten sich und verschwanden auf dem Fußweg in der Richtung nach der Reitschule, wo ihre Pferde schon eine Stunde früher eingetroffen waren.

Förmliche Folterqualen habe ich ausgestanden, wenn die Angehörigen eines gewissen Damenpensionats Nachmittags zum Reiten schaarenweise angezogen kamen. Dann konnte man mit Schiller ausrufen: „Wehe, wenn sie losgelassen“. Bei ihrem Eintritt wurden alle Pferde scheu. Nachdem sie sich (die Pferde) beruhigt hatten, ging es an's Aufsetzen. „Das Pferd paßt mir nicht“, „Der Sattel ist zu groß“, „Die dicken Zügel für meine kleinen Hände“ u. s. f. Nach einer halben Stunde saßen sie so ziemlich befriedigt auf den Pferden und die Sache ging los. In der Reitbahn ist ein großer Spiegel angebracht, damit ein Jeder seinen Sitz selbst corrigiren kann. Wenn wir an diesem Instrument vorbeikamen, waren alle Köpfe, wie auf Commando, nach links gedreht, damit ihnen ja selbst kein Moment verloren ging, der einen günstigen Eindruck auf die

Zuschauer machen konnte. Wenn sie einmal auf dem Pferd gesessen hatten, waren sie natürlich gescheuter, als die Reitlehrer selbst und opponirten deren Ansicht; deshalb lag auch die Hälfte, die wir nicht festhalten konnten, im Sand, wenn Crab commandirt wurde.

Wie ich bald bemerkte, sind Reitschulen etc. ein beliebter Platz für interessante Abenteuer. Daher erschienen die jungen Damen auch fast alle unter sicherster Bedeckung, die mit Argusaugen jeden Blick ihrer Pflegebefohlenen verfolgte.

Aber auch mit Bezug auf „andere Damen“ habe ich manches Interessante als Reitlehrer erlebt. Eine „Dame“ mit hellblauem Reitkleid und noch auffallenderer weißer Weste wünschte sich öfters dem bewundernden Publicum, namentlich der Herrenwelt, im Central-Park zu zeigen. Sie hatte sich zu diesem Zweck einen Schimmelponny angeschafft und diesem den vielsagenden Namen „Darling“ verliehen. Unglück habe ich in meinem Leben viel gehabt, so auch hier, als ich zu ihrer Begleitung bestimmt wurde. Die Sache ging Anfangs ganz gut, bis wir die belebten Theile des Parks erreicht hatten. Zu meinem größten Erstaunen bemerkte ich, daß die Herren permanent mit Kußhändchen um sich warfen und daß meine Schutzbefohlene demgegenüber nicht kalt blieb. Mein Erstaunen wuchs zum Entsetzen, als sie einer höchst eleganten Caleche nachjagte, so daß ich kaum mitkommen konnte. Ich habe in meinem Leben selten gebetet, aber in diesem Augenblick entrangen sich meinem gepreßten Herzen die Worte: „Großer Gott,



wenn Du allmächtig bist, dann laß mich in die Erde versinken.“ Und ich wurde gewissermaßen erhört, wenn auch nicht im Sinne meiner Bitte. Eben jagten wir an einem verschlossenen Wagen vorbei, dessen Inbasse sich durch Schwenken seines Taschentuchs bemerkbar machen wollte, als in Folge dessen das Pferd meiner Begleiterin scheute und einen mächtigen Sprung zur Seite machte, wodurch es sich seiner edlen Bürde entlud. Ihr Schreckensruf war noch nicht verstummt, als ich die „Dame“ auch schon in ein vorbeifahrendes Cab balancirt hatte und meine ganze Habe dem Kutscher in die Hand drückte mit den Worten: „Hier haben Sie alles, was ich besitze, aber fahren Sie los.“ Nachdem ich mit Hülfe der Parkpolizei die Pferde wieder eingefangen, ritt ich glücklicher Weise solo nach Hause, um eine schreckliche Erinnerung reicher. —

Während der Sommerzeit war wenig in der Reit-  
schule zu thun; die besseren Familien New Yorks halten sich alle auf dem Lande auf, da die Hitze in der Stadt fast unerträglich ist. Mein Verdienst war daher ein sehr kleiner; meine einzige Schülerin die Schauspielerin Pauline Hall.

Je mehr ich New York kennen lernte, desto klarer wurde es mir, daß ich hier ohne Capital auf keinen grünen Zweig kommen konnte. Ich sah in einer englischen Zeitung die Ausichten des Weltens mit verlockenden Farben geschildert. „Go west, young man, go west“ war der ertheilte Rath. New York als Seehafen und Landungsplatz der meisten Einwanderer ist

überfüllt mit Arbeitskräften und es ist sehr schwer hier, in die Höhe zu kommen. Ich entschloß mich kurz, New York mit Chicago als Feld meiner ferneren Thätigkeit zu vertauschen. Meine Mittel reichten nur bis Port Huron und von hier fuhr ich auf dem „Cow-Catcher“ als blinder Passagier.\*) Da wir keine Gelegenheit hatten, eine Kuh von den Geleisen bei Seite zu schieben, kam ich mit heilen Knochen Morgens früh in Chicago an.

---

\*) Cow-Catcher ist eine Vorrichtung an der Lokomotive, die während der Fahrt Hindernisse von der Strecke durch Beiseiteschieben entfernt.





## Chicago.



Chicago ist die repräsentirende amerikanische Stadt des großen, weiten Weltens der Vereinigten Staaten und die Zeit wird kommen, wenn Chicago als Königin unter allen amerikanischen Städten dastehen wird. Was für eine Geschichte hat Chicago hinter sich und was für einen Platz hatte es, um eine Stadt darauf aufzubauen! Vor hundert Jahren zog sich von dem hellen Sande des Seeufers — Lake Illinois, wie der See in den alten Tagen genannt wurde von den „Illini“, einer großen Indianer-Nation — südwestlich nach dem Mississippi ein sumpfiger Morast und tiefliegende Prairie. Zuerst hören wir von französischen Missionaren und Reisenden von diesem Platz, die an der Westküste des Sees angereist kamen. Vater Marquette und Louis Joliet scheinen die ersten Entdecker des schmutzfarbigen „Chicago River“ gewesen zu sein, an dessen Ufern nah am See sie

sich niederließen und mit den Indianern verhandelten, die auf den verschiedenen Pfaden (trails) angelaufen kamen, um zu sehen, was für eine Art Männer es wären, die es wagten, das „große Wasser“ mit ihren schweren Canoes zu befahren. Marquette hatte lediglich die Rettung der Seelen im Sinn, denn er war ein aufrichtiges Mitglied der „Gesellschaft Jesu“. Joliet, ein geschickter, weitsehender Franzose, war Agent des Grafen Frontenac, Gouverneur der französischen Provinzen in Amerika. Diese Beiden waren zweifellos die weißen Entdecker des „Checagow“, wie die Indianer damals den Fluß nannten; sie nahmen diesen Namen von dem Pottawattomie „Checag“, der Skunk. (Ein sehr übelriechendes Thier.) Milwaukee ist niemals müde, diese Ableitung des Namens „Chicago“ auseinanderzusetzen. Beide sollten nie die Früchte ihrer Entdeckung ernten; Marquette zog sich in dem lumpreichen Land Malariafieber zu und hinterließ seine Indianer und seinen Segen dem Père Claude Allouez, seinem Nachfolger; Joliet's Name finden wir wieder in der kleinen Stadt Joliet, wo heute das Gefängniß des „Sucker“ Staats (Illinois). In New York werden die Einbrecher, Diebe, Fälscher, ab und zu ein Kassirer, nach Sing-Sing geschickt. In Illinois hat ein Verbrecher, was ihm gehört, wenn er nach Joliet geschickt ist. Solch' war die Strafe Chicago zu entdecken.

Diese Pioniere und Entdecker waren aber zu keiner Zeit Ansiedler in „Checagow“. Der erste Mann, nicht Indianer, der hier seinen permanenten Wohnsitz nahm,

war Point de Sable, ein Neger-Slave, der seinem Herrn in San Domingo entlaufen war. Das waren damals Tage, ehe ein oberster Richter der Vereinigten Staaten seine Toga und die ganze Nation entehrte mit der Aufstellung des Grundsatzes, daß der Neger keine Rechte hätte, die ein weißer Mann zu respectiren hätte. De Sable machte gute Geschäfte in Fellen und war bei französischen Reisenden beliebt, ja sogar bei den Engländern, die später in den Besitz von Mackinac kamen. Der englisch-französische Krieg entschied sich zu Gunsten der Britten und die unter französischen Lilien geborene Colonie kam unter die Flagge von St. George und man hörte viele lange Jahre nichts von „Checagow“, selbst nicht während der Revolution, die die Soldaten des Königs Georg hinauswarf und den amerikanischen Adler seine Fittiche vom Atlantischen Ocean bis zum Mississippi ausbreiten ließ. Territorium nordwest des Ohio nannte man die große Strecke Urwald und Prairie, welche jetzt die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin einnehmen; und nicht zufrieden mit diesem ungeheuern Landcomplex kaufte die junge Nation von Napoleon I. die enormen Besitzungen, die eben von Spanien an ihn abgetreten waren — das Territorium von Louisiana, das sich vom Golf bis nach den Quellen des Mississippi erstreckte. Dann war es in 1803, als die Behörden in Washington die Nothwendigkeit einsahen, ein Fort an der Mündung des „Checagow“ zu errichten; denn jetzt, als Amerikaner hierher verzogen, thaten die Engländer ihr Bestes, die

Indianer gegen die Neuankommenden aufzustacheln, und es braucht keine große Ueberredungskunst, den Indianer zu verleiten, den Kriegspfad zu betreten.

Das gefahrvolle Commando des Forts übernahm Captain John Whistler von der alten revolutionären Armee. Am 4. Juli 1803 kam er an der Mündung des Flusses an und arbeitete sich durch Weiden, Ge-  
strüpp und Sumpf hindurch an das Ufer in die Mitte der drei Hütten großen Colonie, und in der vielversprechenden Anwesenheit von einer Masse verwunderten Pottawattomies, sechs französischen Trappers und einiger Kinder, halb Indianer und halb weiß, mit nur zwei Officieren pflanzte er die Vereinigte Staaten-Flagge auf an dem Platz, der heute ungefähr die Mitte der Stadt Chicago bildet.

Mehrere Jahre lag hier die kleine Besatzung, von aller Welt abgeschnitten. Die Colonie von drei Hütten dehnte sich sehr bald in eine solche von drei Dutzend aus. Trappers und Jäger kamen hierher und blieben vielleicht nur, weil sie nicht wieder wegkonnten. Captain Whistler und sein Sohn verließen den Dienst auf dem neuen Fort Dearborn sieben Jahre lang und in 1811 wurden sie von einer anderen Abtheilung abgelöst, die ein tragisches Ende nehmen sollte. Von den Engländern aufgestachelt, unternahm es der große Shawnee-Häuptling Tecumseh alle westlichen Indianerstämme zum Krieg gegen die amerikanischen Weißen aufzuhetzen. Der Krieg in 1812 begann ebenso wie der in 1861 mit mancher Demüthigung für die Vereinigten Staaten.

Ganz Michigan, mitflammt dem Fort in Detroit, ging mit der Uebergabe Hull's verloren, freundlich gefinnte Eilboten brachten diese Hiobsposten, und Captain Heald, der jetzige Commandeur des Forts in Chicago, war vollständig isolirt in der Wildniß mit nur 2 Officieren und sechshundsechzig Mann mit dem ehrenden Auftrag, das Fort zu halten und das Leben und Eigenthum der 150 Ansiedler zu schützen, deren Farmen schon jetzt weit landeinwärts lagen. Captain Heald hatte tapfere Officiere, die Lieutenants Helm und Ronan, sie hätten gestanden und gekämpft, so lange noch ein Blutstropfen in ihren Adern war. Der freundlich gefinnte Häuptling Winnemac sagte: „Stand to your guns“ (Haltet Stand mit euern Waffen in der Hand); so sprachen sich auch die Officiere aus; so dachten die Mannschaften; aber Heald, nachdem er viel Zeit verloren, bis alle Gefahren für einen Abzug sich verdreifacht hatten, entschied für den Abzug, zerstörte alle überflüssigen Waffen und Munition, vertheilte Proviant unter die Pottawattomies, ein vergeblicher Versuch sie zu belänftigen, und marschirte schließlich am 15. August mit seinem Commando, die Frauen und Kinder in Wagen, in der Hoffnung, einen Weg durch die Wildniß nach Fort Wayne zu finden; in Wirklichkeit ging er der sichern und brutalsten Niedermetzelung entgegen. — Der verzweifelte Kampf um's Leben begann bei den Sandhügeln, an dem Platz, wo heute die 18. Straße endet und wo der Palast des verstorbenen Geo. M. Pullmann steht und fand seinen Schluß eine Meile weiter südlich am Seeufer; von den

Officieren und Mannschaften fielen einer nach dem Andern durch die Kugeln der im Hinterhalt liegenden Indianer. Die armen kleinen erschreckten Kinder, die ihre Köpfe in den Schooß ihrer Mütter verbargen, wurden von den kreischenden, brutalen Wilden weggerissen und ohne Erbarmen vor den Augen ihrer halb wahn sinnigen Mütter mit dem Tomahawk abgeschlachtet. Einige der Frauen kämpften an dem Tag wie Löwinnen in der Vertheidigung ihrer Jungen. Einige wiesen die ihnen angebotene Gnade mit Verachtung zurück, sie wollten lieber mit ihren Männern und Kindern in den Tod gehen. Es war ein schwarzer Tag im Kalender Chicagos. Fort, Garnison und Colonie waren praktisch hinweggefegt, und zwei Jahre lang hörte und sah man nichts von Chicago. —

In 1814 landte die Regierung eine neue Streitmacht aus. Wieder wurde die Flagge aufgezogen, wieder kamen die Jäger, Trappers und Ansiedler in Schwärmen hierher und Chicago begann noch einmal seine Carriere. Bald war Illinois ein Staat und Chicago die Stadt, wo die Farmer ihre Einkäufe machten. Als Chicago in 1837 als Stadt incorporirte, wurde diese Thatfache von St. Louis und Milwaukee als kolossale Anmaßung verlacht, da Chicago nur 4000 Einwohner zählte. In 10 Jahren hatte es 16000; nach weiteren 10 Jahren 90000. Chicago baute überall Eisenbahnen, es fing an die Geschäfte Milwaukee's an sich zu reißen; es hat tedie unerträgliche Impertinenz, sich Gartenstadt zu nennen. Es war die unver schämteste, garstigste, unab-



hängigste, frechste und unerreichbarste Stadt des ganzen Weltens. Unerreichbar aber nur in einem Sinne des Wortes — ihre Eisenbahnen machten sie zugänglich von jedem Punkt des Compasses, und die Menschen kamen in Strömen. —

Chicago wurde als flach, niedrig und ungesund verschrienen. Man konnte hier ebenso wenig einen Keller bauen, als wie in New Orleans. Chicago warf genug Prairie der Umgegend auf und erhöhte seine Straßen acht Fuß aus dem Schlamm und alle Häuser standen auf Stelzen, während der Prozeß vor sich ging, die Stadt um acht Fuß höher zu legen. Beim Ausbruch des Krieges in 1861 hatte Chicago 100 000 Einwohner; beim Schluß des Krieges 200 000; 300 000 in 1870; 500 000 in 1880 und eine runde 1 000 000 in 1890.

Nach Norden, nach Westen und nach Süden kann Chicago wachsen, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, außer ab und zu ein Städtchen oder Dorf; alles ist offene Prairie. Was Chicago nicht vermessen kann und in Baustellen auslegen, streicht es einfach ein. Auf diese Weise wurden zu meiner Zeit Hyde Park, Englewood, Montrose und andere Vororte ruhig annectirt und sind heute nur noch Steine am Diadem Chicagos.

Und jetzt will ich dem Leser von dem jetzigen Chicago erzählen; viele Deutsche haben diese sich so schnell ausbreitende Prairie-Stadt nicht gesehen, dieses Babylon des fernen Weltens.

Der Chicagoer nimmt heute seinen Besuch in einen

Aufzug und fliegt himmelwärts bis zur schwindeligen Höhe des Auditorium-Thurms und von hier aus beschreibt er die gegenwärtige Größe von Chicago und die Gewissheiten für die Zukunft der Stadt seiner Wahl, auf die er stolz ist. Von Möglichkeiten für die Zukunft spricht er nicht — Alles ist einem Chicagoer möglich, und seiner Meinung nach besitzt er schon heute die meisten Güter und den Ruhm dieser Welt — alles, was er will, ist thatsächlich möglich. Nach der Ansicht eines Milwaukeeers kann ein Chicagoer Reisender ebenso wenig abgeschüttelt werden wie die Haut, und wenn man den Milwaukeeern nicht glauben will, braucht man nur einen Bürger von St. Louis zu fragen, um dasselbe zu hören.

In dem Lexicon Chicagos giebt es das Wort „erfolglos“ nicht. Wenn ein Kaufmann nicht mehr seinen Verpflichtungen nachkommen kann, fliegt er auf (he bulst) und macht sein Geschäft in der nächsten Straße gerade um die Ecke herum wieder auf. Wenn ein fürchterliches Feuer über die ganze Stadt sich ausbreitet und ihre großen Hotels, ihre Eisenbahnstationen, ihre colossalen en gros Geschäfte, ihren ganzen Geschäfts-Distrikt und die Hälfte der Wohnungen in dampfende Ruinen verwandelt, finden wir den Chicagoer in den Vororten, wo er eine Depesche nach New York schickt: „Wir sind schon wieder auf Deck, directe Nachkommen von dem Manne, der Noah sagte, er solle sich mit seiner Arche dünne machen, die ganze Sündfluth sei nur ein kleiner Schauer.“

Steht man hier oben auf dem Dach des Auditoriums ungefähr eine halbe englische Meile hoch in der Luft, so schweift unser Blick an einem halben Dutzend hoher Thürme vorbei, über Geschäftshäuser, fünfzehn Etagen hoch, hinweg, durch den Dampf und Rauch der Fabriken hindurch nach dem Platz, wo vor Jahren an einem windigen Sonntag Abend die Kuh der Frau O'Leary einen Milcheimer an Dekoven-Straße und die Lampe in das Stroh umwarf, die ganz Chicago in ein Flammenmeer verwandelte. Ueber 300 000 Menschen waren damals in der Stadt und einige Hundert kamen um, da sie sich das Schauspiel aus allernächster Nähe betrachten wollten. Es ist nämlich charakteristisch an der Chicagoer Bevölkerung, daß sie absolut nichts respectirt. Der Chicagoer ist bis jetzt, was Unverfrorenheit und Unabhängigkeit anbelangt, in Amerika noch nicht erreicht. Die Idee, daß ein Mensch ebenso gut wie der Andere, ist in der ganzen Stadt verbreitet. Als Präsident Cleveland einst Chicago besuchte, konnte man das deutlich demonstrieren sehen. Aus irgend einem Grund, der für den Fremden nicht faßlich ist, marschirt hier die Polizei in Zugfront in jeder Prozession anstatt an den Straßen vertheilt zu sein, um die Menschheit zurückzuhalten. Als der Präsident mit seinem Gefolge in die bereitgehaltenen Wagen am Bahnhof steigen wollte, drängte sich eine Schaar Straßen-Gamins und Raufbolde um den Besuch. Die anwesende Cavallerie mußte einen Weg für den Präsidenten forciren, der mit einer Menge familiärer Begrüßungen überhäuft wurde

von diesem Gefindel, das man wohl sonst nur noch in der Faubourg St. Antoine finden kann. Die immer freundlichen und lächelnden Gesichtszüge des Mrs. Cleveland verfinsterten sich bei dem Anblick, und die Begrüßung war ohne Zweifel der demokratischste Empfang, der je einem Sterblichen zu Theil wurde. „Guten Tag, Cleveland, altes Haus“, „Komm' von Deinem hohen Roß herunter, alter Knabe, und schüttele unsere Hände!“ schrie die joviale Bevölkerung. Selbst der Oberst Dan Lamont war für den Moment um die Sicherheit der Gäste Chicagos besorgt; doch schnell bestieg man die Wagen, und die Cavallerie brach Bahn für dieselben, schmutzige Fleischerwagen, Gemüsekarren und dergleichen schlossen sich an, und so zog das officiële Haupt der Nation im Triumph durch die demokratischste Municipalität der Welt. An allen Straßen wiederholten sich die cordialen Begrüßungen, gemischt mit den mehr respectvollen Ehrenbezeugungen vereinzelter, wenigstens reingewaschener Bürger. Schließlich wurde es der Mrs. Cleveland doch zu arg. So hilfreich sie stets ihrem Manne zur Seite gestanden, um ihm Stimmen bei den Wahlen zu gewinnen, der Empfang, den ihr die Bevölkerung des westlichen Babylons bereitete, war doch zu großartig, und sie verließ die Prozession, noch ehe der Umzug halb vorüber war.

„Alle Wege führen nach Rom“, sagten die Römer in den Tagen, wo sie die Welt von ihren sieben Hügeln aus beherrschten. Alle Eisenbahnen in Amerika führen nach Chicago, sagt heute der Chicagoer, und es ist that-

fächlich wahr. Sechs große Eisenbahnstationen findet man hier; die der Wisconsin Central Eisenbahn ist so groß, daß der Chicagoer mit Stolz behauptet, dem Vanderbilt seine Station in New York, die der Grand Central, sei nur eine elende Bude dagegen. Man bekommt eine ungefähre Idee von der Größe von Chicago, wenn man auf dem Thurm der Börse gestanden oder die Chamber of Commerce, das Tacoma Gebäude oder die Rookery gesehen hat; aber um Chicago zu kennen, muß man den Chicagoer Geschäftsreisenden erzählen hören, nur er versteht es, Chicago in seiner ganzen Größe zu beschreiben. Er sagt uns, was Chicago geleistet hat, was es leisten kann und was es noch leisten wird. Ohne Bedenken behauptet er, daß es Milwaukee ausgelogen hat, so daß diese Stadt einer trockenen Citrone gleicht; daß es Milwaukee noch nicht einverleibt hat, liegt nur daran, daß es in einem anderen Staat liegt, sagt er — in der nächsten Zukunft wird das aber berichtigt werden. Alle Eisenbahn-Bureaus, fährt er fort, sind von Milwaukee nach Chicago verlegt worden; Milwaukeees großen Gebäude sind leer, an den Fenstern liest man: „Dies Bureau ist zu vermiiethen“, oder „Dieses Haus steht zum Verkauf“. Alles, was da kreucht und fleucht, in einem Radius von 100 Meilen von Chicago, wird in den Strudel hineingerissen. Der Chicagoer Geschäftsreisende glaubt fest und erklärt offen, daß es nur eine Frage der Zeit ist, wenn das Capitol von Washington nach Chicago verlegt werden wird, wenn eine electriche Hochbahn Chicago mit der Kulte

verbinden wird und die Passagiere an den Docks von New York sechs Stunden später gelandet werden, nachdem sie im Auditorium-Hotel gefrühstückt haben. „Warum nicht“, sagt der Chicagoer; andere Leute wissen, daß die Schnellsten Züge die Strecke in einem Zeitraum von etwa 25 Stunden zurücklegen. Chicagos Söhnen ist das zu lang. Seine Töchter finden wir in den Zeitungen von St. Louis beschrieben und ihrer großen Füße wegen verhöhnt. Nur ein St. Louis Zeitungsmensch kann unter seinen Depeschen-Berichten etwas aufsetzen, wie dies: „Eine Chicagoer junge Dame badete gestern in Atlantic City und trat plötzlich in ein Haifisch-Netz. Nur zwei dieser kolossalen Monstren entkamen.“

Es war ein Chicagoer Schuljunge, der, die Liste der Präsidenten der Vereinigten Staaten betrachtend, die Bemerkung machte, daß alle Präsidenten nach den Straßen Chicagos benannt wären.

Wer hätte New York prophezeien dürfen, daß die Weltausstellung in 1893 in Chicago abgehalten werden würde; welcher Chicagoer zweifelte nur eine Secunde daran, daß Chicago der richtige Platz dafür sei, als die Frage aufkam, welche Stadt sie erhalten sollte; was für eine Chance hatte New York, als Chicago die Ausstellung haben wollte? Wie verschieden auch die Ansichten der Chicagoer über Politik, Religion oder die Form ihrer Hüte sein mögen, wenn es der Ruhm Chicagos verlangt, sind sie einig.

Ganze Bücher könnte man schreiben über Chicagos

Straßen und Boulevards, keine Parks, keine Fahrstraßen am See entlang, keine Statuen und Monumente der großen Männer, die Illinois hervorgebracht, wie Lincoln, Grant, Douglas und Logan, die Indianergruppe, das Geschenk eines seiner Bürger, Geo. M. Pullman, die La Salle-Statue, die Gabe eines Anderen, das Schiller-Monument, das von den Deutschen Chicagos in dieser absolut un-teutonischen Stadt errichtet wurde. Man kann Stunden lang am Sonntag Nachmittag an dem Seeufer der Südseite sitzen ohne sich zu langweilen. Hierher schwärmt die Bevölkerung, um Luft zu schnappen und sich zu erholen; von hier aus sehen wir die Dampfer, Yachten und Ruderboote auf dem See die Passagiere hin und her fahren; hier findet der Arbeiter Sonntags Sonnenschein und frische Luft.

Es nimmt Wochen lang, um Chicago kennen zu lernen, seine Straßen, Clubs, Kirchen, Theater und Bibliotheken. Seine Hotels sind auf der ganzen Welt berühmt, ebenso wie die Hotel-Preise. Der größte Club, der auch den besten Eindruck von außen macht, ist der Union League Club am Jackson Boulevard, dem alten Post-Gebäude gegenüber gelegen. Es ist ein politischer Club mit 1200 Mitgliedern. Der Chicago-Club zählt nur solche Mitglieder, die einige Millionen commandiren. Es ist das sanctum sanctorum der Männer schwersten Calibers in Chicagos professionellen und Geschäftskreisen und zählt 450 Huserlelene der Chicagoer Gesellschaft und 150 Fremde. Der Calumet-Club an Michigan Ave und 20. Straße besitzt ein

herrliches Gebäude mit hellen, prachtvollen Treppenaufgängen und Bildern, die das Heim irgend eines vermögenden, gebildeten Europäers zieren würden. Der University-Club öffnet seine Thore nur akademisch gebildeten Chicagoern. Der Washington Park-Club ist Chicagos Jockey-Club. Der Standard ist der jüdische Club und einer der Schönsten. Der Preß-Club und der Whitechapel dürfen nicht vergessen werden. Der Forty-Club, Frauen-Clubs, junge Damen-Clubs, Familien-Clubs, Boot-Clubs, Yacht-Clubs, Tennis-Clubs, Reit-Clubs und Ball-Clubs folgen in zahlloser Reihenfolge. Chicago hat mehr Clubs wie Kirchen. Vor dem Feuer waren einige Kirchen im Centrum der Stadt, aber der Grund und Boden, auf dem sie standen, war so werthvoll, daß die Pfarrer denselben verkauften und ein gutes Geschäft bei dem Verkauf ihrer Kirchen machten. Es giebt berühmte Namen unter den Predigern Chicagos: Bischof Mc. Laren von der großen Kathedrale an Washington-Boulevard, Pfarrer Clinton Locke von der Grace-Kirche an Wabash Ave. Rabbi Hirsch von der Sinai-Congregation ist ohne Zweifel ein bedeutender Mann, Doctor Barrows und F. W. Gunlaulus nicht weniger distinguirt. Chicagos Kirchen sind aber nur Zwerge im Vergleich mit den Palästen, die man dem Mammon gebaut hat.

Der Freimaurer-Tempel ist ein Bau, der alle Bauten der Welt in den Schatten stellt. Er steht an State and Randolph-Straßen und ist nicht weniger als zwanzig Stockwerke hoch mit einem Theater auf dem Dach.



Er ist aus Granit, Steinen und Stahl gebaut und absolut feuerfest; die Grundmauern sind aus Cement und Eisen hergestellt.

Fragt man den Chicagoer, wo Chicagos Bibliotheken stehen, so sagt er: „Wir sind viel zu viel beschäftigt, als daß wir Zeit zum Lesen hätten.“ Dies ist leider die Wahrheit; nur die Amerikanerinnen lesen und bilden sich geistig fort. In der That giebt es sehr gute Bibliotheken in Chicago. Die öffentliche Bibliothek an Michigan Ave und Randolph-St., während meines Aufenthaltes in Chicago aufgebaut, hat einige 1250000 Bände. Ein Bürger John Crerar vermachte der Stadt 2 Millionen Dollar für eine Bibliothek, die nach ihm benannt und auf der Südseite gebaut werden sollte; die Newberry Bibliothek ist auf der Nordseite neugebaut, nachdem der verstorbene W. L. Newberry für diesen Zweck einige Millionen geschenkt hatte. Man sieht, es giebt Chicagoer, die wissen, was ihren Mitbürgern fehlt.

Will der Besucher auch die Wunder der Stadt kennen lernen, die an ihrer Grenze zu finden sind, so muß er Pullman besuchen, einen Staat im Staate. Er muß die großen Eisenwerke am Calumet-Fluß sehen. Er muß nicht verfehlen, den größten Schlachtviehhof der Welt kennen zu lernen, wo in 1890 3500000 Stück Rindvieh, 7500000 Schweine und über 2000000 Schafe geschlachtet wurden. Der Schlachthof ist 400 Acker groß und rings herum stehen die Geschäftshäuser der vier Riesenfirmen, von denen P. D. Armour & Co. den

ersten Platz einnimmt. Chicago kann die ganze Welt mit Büchsenfleisch versehen.

Die Mc. Cormick Harvestingmachine Co. verkauft in einem Jahre mehr als 100 000 Getreidemähdreschinen.

Chicago ist umzirkelt von einer Kette enormer Fabrik-Anlagen, und jenseits derselben schließen sich einige Dutzend herrlich gelegener Vororte an, die mit einander durch gute Straßen und Parks verbunden sind; und in jeder DIRECTION, nach Norden, Westen und Süden, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, schießen die großen Eisenbahnzüge der zwanzig verschiedenen Linien wie Meteore über die ebene Prairie dahin. Man kann heute von Chicago aus nach irgend einem Platz in Amerika, der des Sehens werth ist, gelangen, ohne daß man den Salonwagen wechselt. Die Eisenbahnzüge, die Chicago verlassen, sind großartig, wie überhaupt das ganze Eisenbahn-System in den Vereinigten Staaten bis jetzt unerreicht dasteht.

Die Pferdebahnen sind während meiner Anwesenheit in Chicago völlig verschwunden. Ihren Platz haben die Cabelbahnen, namentlich aber die electricen Straßenbahnen genommen. Auf den Hauptstationen der Hochbahnen sind selbstredend Aufzüge eingerichtet, Niemand in Chicago geht eine Treppe hinauf von Stock zu Stock.

Jedes große Gebäude hat seine Aufzüge — verticale Eisenbahnen und Wagen — einige nur für durchgehende Passagiere, andere halten in jedem Stock, in welchem man absteigen will; die letzteren sind zu lang-

sam für die Leute, die den Geschäftsführer einer Eisenbahn im Rand Mr. Nally Gebäude sehen wollen oder ihren Lunch im Pullman-Restaurant einnehmen wollen, das selbstredend im obersten Stock liegt.

Chicago gleicht Milwaukee nur in einem Punkt. Niemand kann vorherlagen, was für Wetter der nächste Tag bringen wird. Man mag um 8 Uhr morgens in heißem Sonnenschein braten und schon um 10 Uhr in einem Nordostwind, der vom See herkommt, vor Kälte zittern. Man mag sich nach Schatten und leinem Sommeranzug um 3 Uhr Nachmittags lehnen und schon um 5 Uhr nach seinem Pelz schicken. Es ist die meteorologische Ungewißheit, die Chicago zum vorzüglichen Sommeraufenthalt itempelt, dann sagt der Chicagoer: „Wenn Ihr Arzt Ihnen climatischen Wechsel empfiehlt, hier ist der Platz, wohin Sie gehen müssen; in 24 Stunden machen wir alle Wechsel durch, die der Barometer im Stande ist anzuzeigen; wir können Ihnen mehr climatische Wechsel hier für einen Dollar geben, als Sie an irgend einem anderen Platz für 1000 Dollar haben können.“

Es giebt nichts, was Chicago nicht thun kann oder will, das es sich einmal in den Kopf gesetzt hat. Etwas giebt es aber, was Niemand durch ein Dutzend Bücher beschreiben kann und das ist — Chicago.

Man stelle sich an die Ecke der State and Madison-Straßen, wenn die Abendglocke 6 Uhr schlägt. Von allen Geschäften strömen Schwärme von Männern und Frauen, Knaben und Mädchen auf die schon über-

füllten Trottoirs. Auf beiden Schienensträngen der Straßenbahnen, soweit das Auge reicht, sieht man Cabel-Straßenbahnzüge mit Passagieren angefüllt; Mütter mit zwei Kindern auf dem Schooß; Männer mit Zeitungen sitzen bequem, während ein Dutzend müde aussehender Ladenmädchen sich krampfhaft an einem Lederriemen festhalten; Männer und junge Leute hängen mehr als sie auf den Trittbrettern stehen, da die Wagen schon überfüllt sind; ungefähr ein hundert menschliche Wesen in jedem Wagen, vier Wagen in einem Zug, vier Züge alle hundert Meter, alle klingeln, bremsen, gleiten, halten, fahren an, und wenn einmal voll geladen, halten sie vor nichts und Niemandem mehr an; die Menschenmassen gleichen einem Ameisenschwarm. Um die nächste Ecke herum, die nach der Seitenstraße führt, kommt klingelnd, gleitend, electriche Funken sprühend, ein electriche Straßenbahnwagen, mit Passagieren, die, wie Häringe zusammengepackt, der Conducteur vergeblich noch mehr zusammenzupressen versucht. Zwischen den Schienen und dem Trottoir laufen und schieben sich hunderte von Männern, Frauen und Kindern, den vorbeifahrenden Droschken ausweichend, indem sie sich unter schwere, langsamfahrende Lastwagen bücken, um große Wagen der Exprescompanien herum flüchtend, den mit einer Cocarde gezierten Cylinder eines Privat-Kutschers verhöhnend, den großen Polizisten anöndend, der sich heiser und roth im Gesicht geschrien hat, vergebliche Befehle den lachenden Kutschern zurufend. Auf keinem Platz der Erde kann man diese Scene wieder-

finden. Nirgends nimmt man sich so wenig in Acht, wie hier. Die Droschkenkutscher fahren wie die Wilden durch Oeffnungen, die nicht einen Fingerbreit zu groß sind. Parmelees Omnibusse und Gepäckwagen donnern über das Pflaster. Droschken, Karren, Wagen, Chaisen, Räder, Kabel, Klingeln, Gamins, Glocken, Schreien, Brüllen, Schwüre, lautstimmige Zeitungsjungen, italienische Obstverkäufer, schiebende Straßenjungen wälzen sich über- und untereinander; Süßigkeiten kauende Ladenmädchen; verwunderte, mit Bündeln beladene Bauern; bleiche, gelangweilt aussehende Typewriters; mit den Ellenbogen sich durchdrückende, die Andern auf die Zehen tretende Commis und Ladenjungen; schmutzig aussehende Straßenraufbolde, den Knüppel des Polizisten betrachtend; Jeder in vollem Rennen, Jeder für sich und der Teufel holt den Letzten. Collisionen, nervenerschütternde Unglücksfälle, wildes Rennen nach Hüten, die unter die trampelnden Füße geflogen; Krachen auf der Straße, zusammengefahrenere Räder, Peitschengeknalle, springende Pferde, rathgebende Polizisten, sich beschimpfende Kutscher, schmutzige Redensarten, Aufruhr, Klappern, ohrenzerreißendes Aufschreien, — einer Frau ihr Junge unter den Rädern — nein, doch nicht, bückt sich nur, um einen Apfel aufzuheben. „Abend-Zeitung, neuester Bericht über den Schrecklichen Mord auf der Westseite“, „Schöne Banana, drei für einen Nickel“. „Halt mal Jemand die Straßenbahn an“, „Klingelingeling“, „Wer schiebt hier“, „Klingeling, bäng, bumm“ Rufen, Schreien. Kolossale Glocken-

signale, die näher kommen. Laufen, Aufruhr. He, he da! Vorsehen! Vorsehen! Vorsicht! Bäng, bäng, bumm, kläng. Aus dem Weg! Weg da! Platz! — Achtung! Ein Vulkan auf Rädern springt über die Eisenbahnschienen hinter jagenden, Ichäumenden, mit der Peitsche geprügelten gallopirenden Pferden. Blau gekleidete Feuerwehrleute hängen an dem folgenden Schlauchwagen; Kohlenrauch verfinstert die Straße; Flammen schießen aus der mit Benzin gefeuerten Feuerpritze, die vorbeidonnert. Schwärme Menschen rennen nach dem freien Platz, den sie hinter sich läßt. „Zurück hier — zurück“, Bäng, bäng, bumm, kläng, kläng. Vorsehen! Achtung! kräck, krälch, Scheibengerassel. Mehr Glockensignale, mehr Donner; die Rettungsleiter segt vorbei. Noch einmal rennt das Volk in die Straße. Noch einmal bäng, Bäng, kläng. Noch einmal Schreien, Rufen, Schieben, Schimpfen. Das ist Chicago!





## Richter in Chicago — Deutsche und Amerikaner — Preiskämpfe — Nationalhelden.



An meinem Geburtstag, an dem ich 23 Jahr alt wurde, langte ich mehr todt als lebendig nach meiner langen Fahrt auf dem Cow-Catcher einer Lokomotive auf der Rock Island Station, in Chicago an. Ich ging die Dearborn-Straße hinauf bis nach der Randolph-Straße und ließ mich in der Thielmann'schen Wirthschaft häuslich nieder, um mich auszuruhen. Für meine letzten 5 Cent bestellte ich stolz ein Glas Bier, das mir vom Wirth gebracht wurde. Ich benutzte die Gelegenheit, ihm anzuvertrauen, daß ich soeben in Chicago angelangt wäre und Arbeit suchte. Er sagte, das sei sehr schwer, wenn man keine Freunde hätte, am nächsten Tisch saßen aber drei prominente Deutsche, denen es ein Leichtes sein würde, mir eine Anstellung zu verschaffen. Ich näherte mich der prominenten Gruppe ehrfurchtsvoll, stellte mich vor und bat um Arbeit.

Einer der zufälligerweise in die Höhe gekommenen „Deutschen Berger“ nahm das Wort: „Sind Sie auch so ein heruntergekommener Adelige? Hier hilft sich Jeder selber.“ Im nächsten Moment hatte er einen Schlag vor den Brustkasten und Seine Prominenz lag strampelnd neben dem Tisch. — Ich habe den Menschen nach Jahren in einer politischen Versammlung wieder getroffen, wo er als Richter aufgestellt werden wollte und mich bat, meine Freunde und ich möchten ihm doch unsere Stimmen geben; ich antwortete nur: „In dieser Stadt hilft sich Jeder selber“ und arbeitete gegen ihn soviel in meiner Macht stand. Er wurde vom republikanischen Comité nicht aufgestellt. — Nach dem Auftritt hatte ich im Thielmann'schen Lokal keine Chance, Arbeit zu finden, ich lenkte daher meine Schritte westlich bis an die N. Halled-St., wo ein Schild meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Schon von Weitem konnte man die Aufschrift lesen: „von Alvensleben, Agentur für Geschäftsverkäufe, Deutscher Rechtsanwalt.“ Ich betrat das Bureau. Aus einem Nebenzimmer trat ein großer, schöner Mensch mit langem schwarzen Wollbart auf mich zu. Er war sehr elegant gekleidet, hatte einen Diamant auf dem Shlips sitzen, der mindestens so groß wie ein Zehnmarkstück war, und eine goldene Uhrkette an der Weste hängen, die einer Kuhkette glich. Als er meinen Namen und meinen Wunsch, Arbeit zu bekommen, hörte, lachte er laut auf. „Mein lieber Herr, wer hier in dem Land arbeitet, ist dumm,“ begann er seine Auseinandersetzung.



„Sehen Sie, ich annonciere jeden Tag in allen Zeitungen der Stadt, daß ich in der Lage bin, schnell und billig Geschäfte zu kaufen und zu verkaufen. Will nun zum Beispiel ein Fleischer sein Geschäft verkaufen und er liest meine Annonce, so kommt er hierher. Ich sage ihm natürlich, gerade eben sei ein Mann dagewesen, der einen Fleischerladen kaufen wollte, ich könnte den seinen sofort los werden. Als Commissar verlange ich 2 Proc. der vereinbarten Verkaufsumme und 10 Dollar für Annonciren und nothwendige Ausgaben. In den meisten Fällen bekomme ich 10 Dollar und das ist das Letzte, was der gute Mann von mir hört. Ich verdiene auf diese Weise jeden Tag ca. 50 Dollar, und wenn Einer der Angeführten hierher kommt und große Reden hält, fliegt er hinaus.“ Anständiges Geschäft, dachte ich und erlaubte zu fragen: „Wenn Sie aber nun von einem Hereingefallenen verklagt werden?“ „Dann bekommt der Richter 5 Dollar und ich werde freigesprochen“ war die prompte Antwort. Daß seine Antwort auf Wahrheit beruhte, habe ich später öfters in Chicago ausgefunden. Ein Richter wird auf 4 Jahre gewählt und erhält 5000 Dollar jährlich. Vor der Wahl muß er ca. 25000 Dollar für die Wahlcampagne zeichnen, also woher nehmen und nicht stehlen. Die Friedensrichter in Amerika sind die größten Spitzbuben des Landes und werden nur noch von den sie assistirenden Constablers übertroffen. Während der Ausstellung wurden einige Chicago besuchende Herren mit dem Polizeirichter der Harrison St. Station be-

kannt, und der Richter lud sie ein, mit ihm nach dem Midway-plaisance zu fahren. Die Einladung wurde angenommen, und der Herr Richter sagte, man möge sich ca. 20 Minuten gedulden, er wolle erst schnell die Unkosten für die Tour „verdienen“. Er drückte auf einen elektrischen Knopf, und in einer Minute stand der Polizeiwagen vor der Thür. Er gab dem führenden Polizisten den ehrenvollen Auftrag ein in der Nähe gelegenes öffentliches Haus aufzuheben und die Inassen vor His Honor, den Herrn Richter, vorzuführen. Im Galopp jagte die Abtheilung Polizisten davon und nach 20 Minuten brachten sie etwa zehn unglückliche Frauenzimmer in das Gerichtslocal. Jede wurde um 5 Dollar bestraft, die Besitzerin des Hauses bezahlte dem Herrn Richter die Summe prompt, und derselbe und seine Gäste waren fünf Minuten später auf dem Wege nach der Ausstellung, um sich zu amüsiren; die gerupften Frauenzimmer wurden wieder freigelassen, um ihrerseits wieder das Publikum zu berauben, und wenn sich ein Beraubter beim Richter beschwert, so wird die Besitzerin des Hauses freigesprochen, denn sie hat einen „Pull“ beim Judge und hat einige Tausend zu seiner Wahlcampagne gezeichnet. — von Alvensleben kannte alle diese richterlichen Schliche, in Folge dessen konnte er das Publikum nach Herzenslust selbst ausrauben. Er bat mich in seine neben dem Bureau gelegene Privatwohnung zu kommen, wo ich verschiedene seiner Freunde traf und einer Mrs. S. die Ehre hatte vorgestellt zu werden. Diese Dame war

eine bildschöne Person, hatte aber bereits sehr tief „in das Glas geguckt“. Als Entschuldigungsgrund gab sie an, sie sei heute von ihrem fünften Mann geschieden worden. von Hlvensleben erwähnte, daß bei der deutschen Staatszeitung ein Herr von Mallow angestellt sei, der mir jedenfalls eine Stellung verschaffen könne. Ich empfahl mich daher sobald wie möglich und suchte sofort die Staatszeitung auf und erhielt noch an demselben Tag eine Anstellung durch Einführung des Herrn von Mallow bei den Architekten Leimbach & Cerney. Ich bezog einen Gehalt von 12 Dollar per Woche, da ich im Kadettencorps gelernt hatte einigermaßen anständig zu zeichnen. Ich hatte mir ein Zimmer am Haymarket genommen, an demselben Markt, an dem die Anarchisten die 50 Polizisten in die Luft sprengten. Heute steht dort ein Denkmal, das einen Polizisten mit erhobenem Polizeiknüppel darstellt und am Sockel des Monuments stehen die Worte: „In the name of the people of Illinois I command peace“. Damals war der alte Harrison Bürgermeister in Chicago, und die Anarchisten machten große Straßenaufzüge mit rothen Fahnen, hielten öffentlich Reden auf den Straßen und forderten die Zuhörer auf, alle vermögenden Leute mit Dynamit ins Jenfeit zu befördern. August Spieß war der Herausgeber der Arbeiterzeitung und schrieb: „Ich bin gegen die jetzigen Gesetze; ich bin gegen alle Gesetze. Die Polizei sind die Vertreter der Kapitalisten. Als eine Klasse sind dieselben gegen das Wohl der Gesellschaft und deshalb müssen sie weggeschafft werden.“

Michael Schwab schrieb in derselben Zeitung: „Es ist Blut gelassen . . . Der Klassenkampf hat begonnen. Zu den Waffen, zu den Waffen! Wenn Ihr Euch nicht vertheidigt, so werdet Ihr von den Zähnen der wilden Thiere zermalmt . . . Steht auf in Eurer Macht und werft das System der Ausbeutung nieder.“

H. R. Parsons ließ seinen Gefühlen im Alarm freien Lauf: „Ein Revolutionist ist vielleicht nicht in der Lage Dynamitpatronen aufzutreiben zu können, aber er kann Bomben mit Nitroglycerin anfertigen, die entweder gelegt oder geworfen werden können. Ein Explosivstoff, der Felsen in tausend Fragmente verwandeln kann und sicherlich Schlösser, Capicole und Casernen zu annihiliren vermag und ihre Insassen der Hölle und Verdammung überliefern wird.“

Es ging damals hoch her in Chicago. Jeder Mörder, Räuber, Taschendieb, Strolch und Bummler hat eine Stimme bei der Wahl und kann sich darüber freuen, daß die Richter Stimmen brauchen, um wiedergewählt zu werden, Richter, die in ihm den biedern Menschenbruder sehen und sich seiner freundlich annehmen. Da war ein Richter, der entschied, daß kein Polizist einen Verbrecher ohne schriftlichen Haftbefehl in Gewahrsam nehmen darf, wenn er nicht mit eigenen Augen das Verbrechen gesehen hat. Es kann nach dieser Entscheidung Jemand einen Mord begehen, während zehn Schritte von ihm, aber um die Ecke, so daß er ihn nicht sehen kann, ein Polizist steht; er

kann dann vor der Nase des Polizisten vorbeilaufen und dieser darf ihn nicht verhaften, denn mit eigenen Augen gesehen hat er ja den Mord nicht und einen schriftlichen Haftbefehl hat er nicht.

Weiter entscheidet ein anderer Richter, daß jede beliebige Rotte von Menschen — seien sie nun die Brüller und Tuter von der Heilsarmee, oder Weltumstürzer unter der rothen Flagge, oder eine Genossenschaft von (zur Zeit nicht in ihrem Beruf thätigen) Straßenräubern, die Straßen in Besitz nehmen, d. h. einen öffentlichen Umzug halten und den Verkehr sperren darf, ohne dazu einer polizeilichen Erlaubniß zu bedürfen.

Nun kommt noch ein Richter, den die Lorbeeren seiner Berufsgenossen nicht schlafen lassen, und entscheidet, daß kein auf frischer That festgenommener Strolch, Trunkenbold, Taschendieb auf das bloße mündliche Zeugniß des Polizisten in das Correctionshaus gesteckt werden darf. Die Gefangenen können die Stadt beim Richter Horton wegen ungerechtfertigter Freiheitsberaubung auf schweren Schadenersatz verklagen, es fragt sich nur, wie viel Stimmen sie bei der Wahl aufreiben können.

Wieder einmal war eine große Versammlung von Anarchisten auf dem Haymarket, als der Bürgermeister Harrison endlich bestimmt wurde, dem Unfug ein Ende zu machen. Eine Compagnie Polizisten marschirte in geschlossenen Reihen auf die Versammlung zu, als plötzlich in ihrer Mitte eine Bombe explodirte und 50 theils

totde, theils verwundete Polizisten lagen auf der Randolph-Straße.

Sieben Anarchisten wurden, weil sie in der letzten Zeit öffentliche Reden gehalten hatten, zum Tode verurtheilt und gehangen. Der Bombenwerfer entkam und ist niemals gefunden worden. Jedenfalls giebt es nur ein Land auf der Welt und das sind die Vereinigten Staaten, wo die Behörden sich apathisch verhalten, wenn die nationale Flagge insultirt und die rothe Flagge applaudirt wird; das habe ich mit meinen eigenen Hugen auf der Westseite Chicagos gesehen, als ich eine Zeit lang Reporter für die „Freie Presse“ war.

Ich lernte den Besitzer der „Freien Presse“, Herrn Michaelis, kennen und als einen der anständigsten deutschen Bürger Chicagos achten. Ich schrieb für das Familienblatt „Der Westen“, das jeden Sonntag erschien. Als Reporter für die „Freie Presse“ war ich während des großen Straßenbahn-Strikes der Nord- und Westseite thätig und wollten wir uns nach einem Besuch, dem wir dem Headquarter des Strikes 237. Lincoln St. abgestattet hatten, mit einer Pferdebahn nach unseren respektiven Zeitungen begeben, um zu berichten, was wir gesehen hatten, als ein Hagel Steine den Bahnwagen empfing, die Pferde wurden von den Strikenden ausgespannt, und der Bahnwagen umgeworfen und demolirt. Ich langte lebend im Bureau der Zeitung an. Ich wurde stets für meine Arbeit sehr anständig bezahlt. Da ich nebenbei noch Zeichnen-Arbeiten für einen Architekten Strippelman ausführte, so

Schwollen meine Ersparnisse sehr bald zu einer ansehnlichen kleinen Summe an, und von der Zeit an hatte ich stets ein hinlängliches anständiges Huskommen. Ich griff zu, wo ich Arbeit fand, ob als Hausanstreicher oder Präsident einer bedeutenden Compagnie war mir sehr egal, so lange ich etwas dabei verdiente.

Durch einen Herrn von Manstein, der in der Stadthalle Chef des Karten-Departements war, wurde ich in dem „adeligen Casino“ bekannt. Das Bureau des Herrn von Manstein wurde nämlich so benannt, da viele ehemalige Officiere dort Anstellung fanden, die im Cadettencorps wenigstens etwas gelernt, was von geschäftlichem Werth für den um die Ecke gegangenen Offizier sein kann, nämlich das Planzeichnen. Dort lag ein Meldebuch auf, wo sich Jeder eintrug. Als Grund des Abgangs war meistens angegeben: „Abgegangen worden wegen Ueberfluß an Geldmangel“. Der beste Zeichner von Allen war ein kleiner Herr von Arnim. Graf Hopffgarten konnte nicht zeichnen, wurde aber durch den sogenannten „Pull“ (Einfluß), den Einzelne von uns bei den Politikern hatten, doch als Zeichner im Städtischen Amt erhalten. Nachdem ich eine Zeit lang für die republicanische englische Zeitung „Chicago Tribune“ thätig war, gelang es mir unter republikanischem Regime eine Stellung im Special-Assessment Department zu erlangen, die sehr gut bezahlt wurde. Ich verdiente ca. 350 Dollar den Monat und bei den Wahlen wurde Schweres Geld verdient; man mußte allerdings Tag und Nacht kurz vor den Wahlen

auf den Beinen fein und Reden wie ein Buch halten, um Stimmen für die Partei zu gewinnen, von der man am Meisten zu hoffen hatte, wenn sie liegen sollte. Ich war glücklich, daß es mir jetzt möglich war, manchem alten Cameraden eine Stellung zu verschaffen, der sonst, wie die meisten, elendiglich untergegangen wäre. Ehemalige Officiere mit den besten deutschen Namen gehen in dem Schrecklichen Lande moralisch und physisch fast ohne Ausnahme unter.

Die Stammkneipe der Ritter vom Schwert und mit der Feder ist die Wirthschaft von Wm. H. Jung, 106. E. Randolph St. Auch andere sogenannten „prominente Deutsche“ verkehren hier, die weiter nichts im Leben bewiesen haben, als daß eine blinde Taube auch manchmal eine Erbse findet. Auch die „stars“ der deutschen Oper lassen sich hier sehen, auch Hans Balatka, Chicagos Musikverständiger, erscheint. Er ist, wie er selbst sagt, „mehr theoretisch als historisch“ gebildet. Wer von den Gästen Jungs kennt nicht den urkomischen Seebaum, genannt „Laketree“? Wer hätte nicht den Redacteur der „Freien Presse“, Herrn Seltmann, hier öfters gefunden, der sich jeden Morgen beim Aufstehen wundert, wie es möglich ist, daß die andere deutsche Zeitung, „Die Staatstante“, noch nicht eingegangen ist? Namentlich sind es Zeitungsmenschen, die sich hier allabendlich einfinden und zwar nur deutsche; die englischen Reporter haben einen Club, den „Preß-Club“, für sich. Zwischen deutschen und englischen Zeitungen ist ein großer Unterschied. Wer die amerikanischen Zeitungen, welche



in englischer Sprache geschrieben sind, tagtäglich zu lesen verurtheilt ist, wird gelangweilt durch ihre Inhaltslosigkeit und angewidert von dem Eifer, mit welchem sie den Skandal pflegen.

Es giebt massenhaft Zeitungen in Amerika, die in Folge ihrer großen Verbreitung zu den einflußreichsten und bedeutendsten des Landes gehören, in welchem der Leser nach Abrechnung der telegraphischen Depeschen nach langem Suchen kaum etwas anderes finden wird, als den ödelsten Klatsch und die scheußlichsten Verbrechen, die mit einer Breite erzählt werden, daß man völlig angeekelt das Lesen aufgibt. Selbst die Depeschenspalten wimmeln von solchen ekelhaften Berichten, die noch durch dicke und zahlreiche Ueberschriften die Aufmerksamkeit des Lesers zu erregen versuchen. Die Scandalfucht geht soweit, daß die Zeitungen sich einander in Berichten zu überbieten versuchen, die nicht das mindeste öffentliche Interesse haben, sondern lediglich Privatangelegenheiten behandeln, welche nur die betreffenden Parteien angehen. Aber, um dem verdorbenen Geschmack zu fröhnen und ihn weiter zu verderben, legt der unternehmende Reporter seine Augen an Schlüssellocher und sein Ohr an Thürspalten, um sich ja nichts entgehen zu lassen, was dem nach Scandal lüsternden Sinn einen neuen Kitzel verleihen könnte. Wo die Thatfachen nicht ausreichen, wird auf leere Gerüchte oder auf bloße Vermuthungen hin geklatscht und verleumdet. Eine gemordete Reputation wird als ein Bravourstück journalistischen Unternehmungsgelites ge-

schätzt. Ein durch Enthüllungen vernichtetes Leben wird als Heldenthat gerühmt. Rechnet man zu diesen Mittheilungen noch die Berichte über Preisboxereien, und über Baseball-Spiele, in Wahlzeiten vielleicht noch ein bitteres Parteigezänk hinzu, so ist so ziemlich der Inhalt der englischen Zeitungen erschöpft. Für die Durchschnitts-Intelligenz des Amerikaners legen seine Zeitungen gewiß kein rühmendes Zeugniß ab.

Es existirt keine deutsche Zeitung in Amerika, die nach englisch-amerikanischem Muthel redigirt wird. Die in deutschen Anschauungen aufgewachsenen Redakteure könnten, selbst wenn das Publikum dies verlangte, es nicht über's Herz bringen, sich selbst durch derartige Geistesprodukte zu prostituiren oder ihre Leser damit anzuwidern und zu langweilen. Man darf dem deutsch-amerikanischen Publikum auch das Zugeständniß machen, daß es Zeitungen, die ihren Lesestoff lediglich aus Bordellen, Gefängnissen und Sportskreisen schöpfen, entschieden ablehnen würde. Allein deswegen bleibt den deutsch-amerikanischen Journalisten der Ruhm ungeschmälert, daß sie den journalistischen Beruf bedeutend höher auffassen, als ihre amerikanischen Collegen. Zu verwundern ist nur, wie überhaupt Jemand, welcher der deutschen Sprache mächtig ist, einem englischen Zeitungsblatt den Vorzug vor einem deutschen geben, und wie er es vor seinem Gewissen verantworten kann, solche englischen Schandwische Frauen und Kindern in die Hand zu geben. In Allem, was zur berechtigten Journalistik gehört, sind die deutschen Zeitungen, wenigstens

die größern, ihren englischen Collegen völlig ebenbürtig. Sie enthalten dieselben Depeschen, bringen alle Localnachrichten von wirklichem Interesse und ihre Handelsberichte sind mit der nämlichen Sorgfalt abgefaßt, wie die der englischen Zeitungen. Aber der Raum, der nach Erfüllung der Routinepflichten einer Zeitung übrig bleibt, wird nicht mit der Erzählung von Verbrechen, mit Verleumdungen und sonstigen Scandalen ausgefüllt, sondern mit Mittheilungen aus dem Gebiete der Erfindungen und der Wissenschaften, der Verbreitung von Nachrichten über inländische und auswärtige Angelegenheiten und Allem, was zur Hebung der Bildung beiträgt. In keiner englischen Zeitung ist, die dürftigen Kabelnachrichten abgerechnet, etwas über Vorgänge in Deutschland und Frankreich zu lesen. Selbst das eigene Land wird vernachlässigt. Durch die breite Behandlung von Privatangelegenheiten bleibt kein Raum übrig, um etwas über die Vorgänge im eigenen Lande, soweit sie nicht eben sensationeller Art sind, zu sagen. Eine neue electro-technische Entdeckung, eine Besprechung über wichtige Erfindungen, die Arbeiten der Gelehrten und Forscher finden alle keinen Platz im Rahmen einer englischen Zeitung. Zwar giebt es bereits hie und da vereinzelte Stimmen in der anglo-amerikanischen Presse, die gegen diesen Mißbrauch des Journalismus Protest einlegen, aber ihre Ermahnungen verhallen ungehört. Der Scandal bleibt, nach wie vor, das Leberelement der anglo-amerikanischen Zeitungen, und Jeder, der sich darüber freut, wenn sein Nachbar, dessen Sohn und

Tochter ordentlich in den Schmutz heruntergerissen werden, findet hinreichendes Material in der englischen Presse.

Amerika verdankt heute manche Blüthe seines sozialen und culturellen Lebens der befruchtenden Wirksamkeit der Deutschen, und wenn diese hierfür bis jetzt weder viel Dank noch große Anerkennung geerntet haben, so ist dies die Folge der Tugendfehler, an denen die Deutschen leider so reich sind, und unter denen Selbstlosigkeit und Bescheidenheit einen hervorragenden Rang einnehmen. Die Deutschen ringen eben nicht nach Anerkennung; im Gegentheil, sie theilen den Fremden, unter denen sie sich ansiedeln, Alles mit, was sie besitzen: die Schätze deutschen Geistes und deutschen Wissens, deutschen Gemüths und deutscher Arbeitslust; Alles, was sie gelernt und von ihren Vätern erworben und ererbt haben, geben sie hin und legen noch ihre Nationalität darauf. Gerade das letztere ist es, warum man die schönen Gaben aus ihren Händen nimmt, ohne sich dafür zu bedanken.

Die Deutschen können den Amerikanern lehren, wie man trinkt, ohne sich zu beschweinigen; wie man sich in Massen vergnügt, ohne sich zu prügeln; wie man ohne heuchlerische Frömmerei und doch gottgefällig den Sonntag feiert; sie haben ihnen die Liebe zum Liede beigebracht und den Weg zum gesunden Frohsinn gezeigt; sie haben ihnen einen Reichthum von unschätzbaren Volksmelodien geschenkt und ihnen durch die Errichtung von Turnanstalten das Beispiel gegeben, wie man den Körper kräftig und geschmeidig macht,

ohne in rohe und verrohende Kraftübungen auszuarten. So haben die Deutschen Amerikas auf allen Gebieten, auch auf dem der Schule durch Einführung von Kindergärten u. I. w. erziehend gewirkt und werden fortwirken; deren Kinder können ihre Abtammung verleugnen, ihren guten deutschen Namen abstreifen und sich äußerlich zu Vollblut-Amerikanern umhäuten; aber die deutsche Art bleibt in ihnen, sie pflanzen sie fort, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Ist es nicht beschämend für die Amerikaner, die sich rühmen, an Fortschritt alle Völker der Erde überflügelt zu haben und an Bildung es den belten mindestens gleich zu thun, daß die Vertreter der sogenannten guten Gesellschaft sich die vordersten Plätze sichern, um Zeugen der denkbar gemeinsten blutigen Schlägerei zwischen zwei Raufbolden zu sein, die sich für Geld gegenseitig die Rippen brechen, das Kinn einschlagen und mit den Fäulten aufeinander loshämmern, bis einer von Beiden vom Platz getragen werden muß? Wochenlang ehe die Preiskämpfe zwischen „Kilrain“ & „Sullivan“ oder „Corbett & Fitzsimmons“ stattfanden, waren die Zeitungen angefüllt von Berichten über jeden Schritt dieser Helden. An einem Tage wurde gemeldet, wie die „Helden“ geschlafen, am nächsten wie sie gegessen hatten. Mit der peinlichsten Genauigkeit wurde in den Zeitungen berichtet, wieviel jeder dieser Helden an Gewicht zugenommen oder wieviel er abgenommen habe. Der elektrische Funke wird mißbraucht, um zu melden, was sie gegessen. Die Reiten des Kaisers von

Deutschland, das Befinden Bismarcks hatten in jenen Zeitungen weniger Interesse, als das Gehen und Kommen jener Faustkämpfer. Aber diese verkehrte Neigung, privilegierte Faulenzer und Raufbolde aufzubauen, bleibt nicht bei den Klopffechtern stehen. Täglich widmet man Spaltenlange Berichte den Baseball-Spielern. Wenn ein solcher Mann engagirt wird, bringt die Zeitung eine lange Lebensbeschreibung von ihm, als wenn er sich ein großes Verdienst um die Welt erworben hätte. Ein Lehrertag wird mit zehn Zeilen abgefertigt. Einem Baseball-Spiel werden häufig ebenso viele Spalten gewidmet. Ein „Catcher“ findet mehr Beachtung als ein Edison. Die Cultur in Amerika läßt dies Alles in sehr zweifelhaftem Licht erscheinen.

Die deutschen Turner leisten der körperlichen Erziehung in einem Tage größere Dienste, als die Baseball-Spieler in einem Jahr.

Als der Preiskampf zwischen Corbett & Fitzsimmons stattfinden sollte, erließen die Gouverneure zweier Staaten Proclamationen, wodurch sie den angekündigten Preiskampf verboten (sie meinten's natürlich nicht so, sondern thaten nur, als ob). Die dadurch entstandene „Lage“ oder auf Chicagoer Deutsch „die prekäre Situation“ wurde mit regerem Eifer erörtert, als selbst die Samoafrage zu der Zeit, da sie der einzige Stoff war, mit welchem sich die englisch-amerikanische Presse zu beschäftigen hatte.

Und das Alles in Erwartung eines der ekelhaftesten, an Rohheit und Widerwärtigkeit die Ipanischen

Stiergefechte weit überragenden S(ch)auspiele, die es geben kann. Eines Schauspiels, welches überdies, abgesehen von seiner Scheußlichkeit, die Bedeutung eines tollen Glücks- und Wettspieles hat. Denn bei dem Preiskampf zwischen den beiden Bestien ist die Hauptsache das Wetten.

Da heulen und greinen die amerikanischen Heuchler über die sündhaften Lotterien und verdammen sie als eine greuliche Erfindung des Satans in den Abgrund der Hölle. Aber dasselbe Heuchlerpack verwettet alljährlich Millionen von Dollars auf die Beine von Pferden und Ballspielern, oder auf die Fäuste von rohen Gladiatoren, die in der Gesellschaft anständiger und gesitteter Menschen ebenso wenig Zutritt haben sollten, wie die wilden Thiere einer Menagerie. Dieses Amerikanerthum ist nicht mehr werth, als das ächte Sioux- oder Apachenthum. —





**Amerikanische Gesellschaft — Geld-  
protzen — Amerikanische Erziehung —  
Fortune hunters — Das Auditorium  
eröffnet — Töchter der Revolution.**



Wenn die Engländer keine besseren Witze über die Amerikanerinnen machen können, als sie es gewöhnlich thun, dann sollten sie es lieber ganz bleiben lassen. Mir für meine Person ist eine Amerikanerin lieber, als die ganze englische Nation zusammengenommen. —

Als Basil Hall, F. R. S., F. R. S. E. (ein sogenannter prominenter englischer Schriftsteller) seine „Reisen in Nord-Amerika“ schrieb, war er so schlau, den Ocean zwischen die Vereinigten Staaten und seine werthe Person zu wissen, ehe er sein Buch herausgab, anderenfalls wäre er jedenfalls mit Theer und Federn geziert worden. Noch viele andere haben die amerikanische Gesellschaft seit jener Zeit scharf kritisiert, trotzdem



manche nur einige Tage auf der Durchreise sich in den Vereinigten Staaten aufgehalten haben. Keiner hat anders berichtet, als daß das Loos der amerikanischen Damen und ihre gesellschaftliche Stellung beneidenswerth sind. Chatfächlich kann man mit Recht Alles in Amerika kritisiren, aber die Amerikanerinnen sind über jeder Kritik erhaben. Sie überragen bei Haupteslänge in jeder Beziehung ihre Schwestern aller anderen Länder.

Max O'Rell behauptet, daß die Zustände „unerhört“ in den Vereinigten Staaten sind, daß kein europäisches Gehirn Amerika als Ganzes nicht beschreiben kann, denn die Erde mag klein sein, aber Amerika ist groß! Nach zwei Besuchen in den Vereinigten Staaten findet er einen Punkt, in dem die Amerikaner von allen anderen Nationen verschieden sind, und das ist die sociale Stellung der Frauen. In England denkt sich der Mann hoch erhaben über der Frau; in Amerika sieht die Frau auf den Mann herab; in Frankreich sind Mann und Frau gute Kameraden, sie begegnen sich auf gleichem Niveau. Der Amerikaner ist zufrieden, geduldig ein Vermögen zu erringen, und sollte er es verlieren, es noch einmal zu machen, wenn nur der Schweiß seines Angesichts in Diamanten an dem Hals und Armen seiner geliebten Frauenwelt crystallisirt. Man braucht ihn nur an öffentlichen Plätzen zu beobachten. In Frankreich treten Mann und Frau zugleich in ein Zimmer, gewöhnlich Arm in Arm. In England spaziert John Bull voran, seine Frau folgt demüthig

mit niedergeschlagenen Augen. Aber in Amerika hält Mrs. Jonathan ihren würdevollen, ja majestätischen Einzug, eine Königin, die nach ihrem Thron zu schreitet, und Jonathan hinterher!

Hätte M. Blonet wirkliche Repräsentanten der besseren Klasse getroffen, würde er sicher nicht von der Amerikanerin gesagt haben, was er berichtet hat. Eine anständige Amerikanerin läßt sich nicht in's Theater und zum Souper hinterher von irgend Jemand einladen, den sie eben erst kennen gelernt, und dessen Namen sie nicht verstanden hat und wird ihn Andern nicht vorstellen, außer bei passenden Gelegenheiten.

Mr. Boyesen machte die Beobachtung, daß bei den Amerikanerinnen der Ehrgeiz stark ausgeprägt ist — der Wunsch schöne Toiletten, eine höhere Stellung, bessere Gelegenheit zur Fortbildung zu besitzen. Dieser Ehrgeiz erfüllt die Frauen in jeder Lebenslage — von der Tochter des Farmers im Westen, wenn auch meist hoffnungslos, bis zu der Dame der eleganten Welt, deren Traum eine Krone ist.

Das republikanische Amerika hat immer die Sitten fremder Höfe nachgeahmt. Nur im Süden spricht man weniger von Stammbäumen, noch viel weniger von großen Vermögen. Die Nachkommen der wirklich alten aristokratischen Familien in Virginia erzählen nicht jedem Fremden ihre Abstammung, sie sind zufrieden, ihre Wappen am Eingangsthor zu ihrem Besitz einzuschneiden und sie auf den Denkmälern auf den Familienfriedhöfen anzubringen. Leider beugt man sich

heute in Amerika vor der englischen Nation, afft sie bei jeder Gelegenheit nach, spricht von einem englisch-amerikanischen Bündniß, kurz man liebäugelt mit einer Rasse, die die Amerikaner innerlich haßt. Die Amerikaner vergessen, daß ihre Väter einst geblutet haben und gestorben sind, um sich von der englischen Mißwirthschaft zu befreien. Die amerikanische Gesellschaft ist für einen Fremden interessant, auf der einen Seite ist man selbstbewußt und natürlich, auf der andern ahmt man fremde Sitten nach.

Die Amerikaner haben keinen königlichen Hof, und doch mußte sich die Gesellschaft um ein festes Centrum herum aufbauen. Man hat keinen Adel, der der plebejischen Masse den guten Ton vorschreibt. Die Gefahr ist natürlich groß, daß vulgärer Reichthum mit seinem barbarischen Glanz die Ideale für Bewunderung und Nachahmung abgeben anstatt moralische und intellectuelle Größe, die ihren Ausdruck in republikanischer Einfachheit finden sollte.

Betrachtet man die amerikanische Gesellschaft, so muß man sagen, sie hat heut zu Tage großartige Gelegenheit, Kenntnisse anzuhammeln und sich zu vervollkommen. Nichts liegt ihr im Weg. Man reist sehr viel im Inland und Europa. Man hat Gelegenheit, an jeder Quelle des Wissens, der Schönheit und der Kunst zu trinken. Man ist reich — sehr reich; man kann Schätze aus den Bibliotheken, Kunstgegenstände aus den alten Schlössern und Bilder aus den europäischen Gallerien nach Hause bringen. Man hat Zeit

und sollte sich in jeder Kunst, Sitte und Manieren unterrichten, die der civilisirten Welt bekannt sind. Sollte man nicht mit Recht annehmen, daß die amerikanische „Gesellschaft“ mit ihren vielen Millionären die vollkommene Blume des gesellschaftlichen Lebens des neunzehnten Jahrhunderts sein müsse? Sollte man nicht glauben dürfen, daß auch die weniger bemittelten Volksschichten sich in dem Glanz, der von der „Gesellschaft“ ausgeht, sonnen könnten?

Es giebt Namen unter den Reichen des Landes, die niemals bei einem guten Werk fehlen, und die niemals nein sagen, wenn man sie um einen Check für das öffentliche Wohl bittet. Glücklicherweise berichten die Zeitungen spaltenlang darüber. Lichter des neunzehnten Jahrhunderts brennen nicht im Verborgenen. Die täglichen Zeitungen berichten haarklein Alles, was die „Gesellschaft“ thut, was sie isst, trinkt und trägt, ihren Reichtum, ihre Wohlthätigkeit, ihre Kirchen; alles, nur nicht ihre *bons mots* und *jeux d'esprit*. Diese journalistische Anbeterei bedient hauptsächlich eine Gesellschaftsclasse, von der man denken sollte, sie verdiene nur vorübergehend besprochen zu werden — und doch erhält sie den Löwenantheil, wenn gesellschaftliche Fragen diskutirt werden.

Eine große und immer wachsende Classe verdankt in Amerika ihre Prominenz lediglich und allein dem plötzlichen Erwerb von einem großen Vermögen.

Dies ist dieselbe Classe, die sich so unliebsam in Sommeraufenthalten bemerkbar macht durch ihre Arroganz und

Frechheit, so daß anständige Leute sich nur durch Flucht retten können. Ihre Manieren sind so ausgesprochen, daß man sie sofort entdeckt. Unter keinen Umständen existirt für sie Jemand, der sich in anderen Gesellschaftsclassen bewegt. Wenn aber ein an den Schöben der Gesellschaft Hängender erscheint, so unterhält man sich mit ihm laut und familiär: wen man kennt, von wem man Einladungen erhalten hat; der völlige Zusammenbruch ihrer Gesundheit, weil man den gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen mußte. Wenn ein Mitglied dieser Classe in der Stadt einen Thee oder einen Empfang für die andern Mitglieder giebt, dann wird diese Thatfache zum Gegenstand der höchsten Wichtigkeit von den Gesellschaftsjournalen gemacht. Schon im Voraus druckt man große Berichte mit vollständiger Beschreibung des Hauses, dessen Einrichtung, Schnitzereien, Capeltrieen, Silber, dem Preis jedes einzelnen Gegenstandes und dem Gesamtpreis von allen. Um dies zu sehen und zu bewundern, drücken und pressen sich Eintausend und mehr Menschen in den Räumen, ohne daß man an einen Plan für ihre Vergnügen oder ihre Unterhaltung gedacht hat. Keiner kennt den Andern. Die Menschen erdrücken sich auf der Treppe; sie fallen im Eßzimmer in Ohnmacht, wo Delicatessen hoch über den Häuptern der Gäste gehalten werden und schließlich eine letzte Ruhestätte auf einem grünen oder rosafarbigem Seidenkleid finden. Sie drängen sich durch ein mêlée von Sammet, Spitzen und Blumen hindurch, um den Empfangsalon zu finden und einige Worte mit dem

Herrn des Hauses zu wechseln. Da steht er, ein geduldiger, Schweigender Gastgeber, tief in Gedanken über das Babel verfunken, das er um sich berufen hat. Seine Gedanken sind weit weg, während er die heiße mit Parfüm und Blumenduft gefüllte Atmosphäre einathmet. Er wünscht, sein Vater könnte ihn jetzt sehen, der einfache Händler in Fellen, dessen schwer erarbeitete Ersparnisse die Grundlage für all diesen Glanz bildeten. Vorfahren! Das Wort ist ihm unangenehm. Wie den Arc de Triumphe ebenso wenig kann man Vorfahren erthehen. Sie erscheinen nicht mit den in die Höhe gehenden Actien und sitzen nicht für Portraits, welche den Sälen die Luft geben, die sie haben müssen. Ach was, denkt er, die nächste Generation wird schon dafür sorgen! Macht nicht Lord Colloller der ältesten Tochter den Hof?

Endlich ist alles glücklich vorüber und Jeder ist froh, daß es vorbei ist. Die Dame des Hauses ist längst ermüdet, immer daselbe zu hören, daß Jedermann einen reizenden Nachmittag gehabt hat. Die Gäste drängen und erdrücken sich fast auf dem Wege nach dem Wagen. Was sie auch denken mögen, sie sagen es nicht, daß die ganze Affaire ein Blödsinn und langweiliger Unsinn war; sie beabsichtigen daselbe Programm in ihrem Hause in allernächster Zeit aufzuführen.

Am nächsten Morgen finden sie ihre Namen in den Zeitungen, classificirt unter „Führer der Gesellschaft“. Die Festlichkeit hatte wenigstens einen geschäftlichen

Werth: Bilkhard lieferte das Souper, Florley die Blumen, Bander und die ungarische Capelle die Musik. Jetzt ist Jedermann froh, daß er die Einladung annahm! Man hatte keine Ahnung, daß die gesellschaftliche Stellung des Gastgebers eine so gute ist. Felix oder Worth lieferten die Toiletten für die Damen! Die Spitzen und Diamanten sind selbstredend ererbt (?). Etwas Anderes berichtet man von den Damen des Hauses nicht. Man ist vulgär, man legt keinen Werth auf geistige oder moralische Schönheit.

Hmy, die Tochter, war auf der „Universität“ und erhielt sogar einen Preis für „Declamation“. In jeder höheren Töchterschule in Amerika giebt man jeder Schülerin einen Preis. Eine junge Dame, die den größeren Theil des Jahres auf Reisen war und niemals einer einzigen Unterrichtsstunde beiwohnte, erhielt den Preis für „Gute Führung“, jedenfalls, weil sie ein so liebes, kleines Mädchen war. Man muß den Eltern Schmeicheln, und eine Prämie für Faulheit zu geben, ist billig. Väter und Mütter gehen mit einem Herz voll Liebe für die Schule, wo sich ihre Tochter ausgezeichnet hat, zu ihren Freunden und recommandiren dieselbe als ein wunderbares Institut. Die in der Schule erworbenen Kenntnisse ihres Töchterchens zu prüfen, dazu fehlt ihnen die Erfahrung. Ein Paar Daten in der Geschichte, einige Thatfachen in der Geographie, gewisse allgemeine Ideen in der Litteratur und etwas französisch lesen und sprechen, nehmen die jungen Damen ohne Zweifel von der Hochschule mit sich nach

Hause; und dies sieht man in den meisten Familien Amerikas als Bildung und Erziehung an. Die Prinzipalin der Schule versuchte es, den Schülerinnen einige zusammengewürfelte Principien der Pſychologie und Philosophie beizubringen; diese Bemühungen erwiesen sich aber als völlig verfehlt, hauptsächlich weil sie selbst hiervon fast nichts verstand. Jrgend ein Versuch, den Charakter auszubilden oder auszufinden für was die Schülerin von Natur aus besonders begabt war und die Damen für ihre zukünftigen Pflichten als Hausfrauen zu erziehen, der Vorschlag allein würde Erstaunen hervorgebracht haben. Die Erziehung für Damen in Amerika besteht darin, daß man dieselben mit einer schlecht ausgewählten Menge von Thatſachen und Theorieen vollstopft, die sie in die angenehme Lage versetzen sollen, über Alles sprechen zu können, ohne ihre Unwissenheit zu verrathen. Die Töchter der besseren Familien Amerikas werden in Paris oder deutschen Schulen erzogen. Eine solche Amerikanerin erkennt man auf den ersten Blick, sie stellt mit Leichtigkeit ihre europäischen Schweltern in den Schatten, namentlich die Engländerinnen. Die Amerikanerin ist schön und gescheut — sehr gescheut. Sie weiß, was sie will und erreicht gewöhnlich, was sie will. —

Man muß den wirklich gebildeten amerikanischen „gentleman“ mit der Laterne des Diogenes suchen. Es giebt in der That sehr wenig vornehme Amerikaner. Im Allgemeinen haßt der Amerikaner den eingewanderten Fremden, er critifirt ihn bei jeder Gelegenheit und ist



von sich selbst sehr eingenommen. Bildung und Erziehung kennt er nicht, er braucht seine Zeit, um Geld zu verdienen. Wenn er eine Million zusammengestohlen hat, will er fünf haben, und hat er diese, will er zwanzig, und sollte er auch so weit kommen, so will er die Erde besitzen mit einem Zaun ringsherum. Für einen Deutschen sind die Elemente des Glücks: Gesundheit, unabhängige Stellung, Liebe zur Arbeit, die Achtung der rechtschaffenen Leute, Sinn für Gesellschaft, Talente, Geschäftskentniß, Mäßigung, hülfreicher Sinn gegenüber Unglücklichen und der Besitz einer liebenswürdigen Frau. Dem Amerikaner geht der Dollar über Alles. Er kennt den Weg, der zum Reichthum führt: Niemandem vertrauen, Niemanden befreunden, Alles zu bekommen suchen, und was man bekommt, sparen; geizig sich selbst und die Angehörigen seiner Familie behandeln; Niemandes Freund sein und Niemand zum Freunde haben; Anhäufen von Zinsen auf Zinsen, Cent auf Cent; gemein sein, unglücklich und verachtet während etwa 30 Jahren und die Reichthümer müssen ebenso sicher kommen, wie Krankheit, Tod und die Ueberzeugung, daß man sich geirrt hat. Wenn man ungefähr genug zusammengeschachert hat auf Kosten jedes Vergnügens, kommt der Tod und beendet die Arbeit. Der Amerikaner, ich spreche nur von den Männern, ist unordentlich, um nicht schmierig zu sagen, und zwar gilt das für die Männer aller Classen, Stellungen, Berufe und Lebenslagen. Die deutlichen Zeichen hiervon findet man in den amerikanischen Palästen,

wo doch Mittel genügend vorhanden sind. Thatsächlich haben Reinlichkeit, anständiges Aussehen und Geld absolut nichts miteinander gemein. Fährt man des Morgens auf einem Zug, der gewöhnlich eine zusammengewürfelte Masse Amerikaner aus allen Schichten und Classen des Volks zur Stadt bringt und beobachtet dieselben, so bekommt man ein trauriges Bild amerikanischer Reinlichkeit, selbst in dieser frühen Morgenstunde. Befleckte Kleidungsstücke, unabgebürstete Schultern und schmutzige Manschetten sind nichts Ungewöhnliches. Wir wollen lieber den Vorhang fallen lassen, wenn diese Heerde um 5 Uhr nach den geschäftlichen Kämpfen des Tages zurückkehrt.

Wenn ich einen Amerikaner Nachmittags mit trauernden Fingernägeln, schmutzigen Kragen und Cravatte treffe, und er rühmt sich damit, daß er jeden Morgen um 6 Uhr ein kaltes Bad nimmt und Abends ein Schwimmbad im See, wenn er nach seinem Landhaus zurückgekehrt ist, so kann er mir damit nicht imponiren. Seine Behauptungen sind sehr wenig überzeugend, wenn sie auch wahr sein sollten. Es ist ja möglich, daß er des Morgens in der Frühe rein war und möglich, daß er Abends wieder rein sein wird, sein momentanes Aussehen ist ekelhaft und macht auf jeden militärisch erzogenen Europäer einen schlechten Eindruck. Geschmack in Anzügen, die Kunst, die richtige Kleidung für den richtigen Platz zu wählen, guter Sitz, genügende Auswahl, und vor Allem Haltung des Körpers, ohne die keine imponirende

Erscheinung möglich ist, sind dem Amerikaner unbekannte Größen.

Militärische Erziehung, Turnen etc. erzeugen in Europa eine Rasse breitschultriger, elastischer, gutaussehender Männer. Während allerdings vielen Amerikanern eine derartige Schule verlagst bleibt, so ist dies doch kein Grund für die bedauerliche, traurige Erscheinung des Amerikaners im Allgemeinen. Er schleift mit seinen Füßen auf dem Boden entlang. Sein Kopf fällt vorne über, er geht gelenkten Blickes. Seine Arme trägt er wie ein Dienstmann, der ein Packet abzuliefern hat. Wenn er einen Anderen begrüßt, grinst er ihn zuerst an und nickt mit dem Kopf, oder er schiebt seinen Hut vorwärts und rückwärts auf dem Kopf ohne irgend welchen Anstand. Nichts Unwürdigeres und weniger Würdevolles kann man sich denken, als den amerikanischen Gruß. Dabei wundern sich die Amerikaner, daß die ihnen so weit in jeder Beziehung überlegenen Amerikanerinnen Ausländer als Liebhaber und Gatten vorziehen. Sie sollten wissen, daß Frauen sehr viel auf Heußerlichkeiten geben. Es ist unmöglich, einen Amerikaner davon abbringen zu können, daß er sich einbildet, große Geister brauchen Nichts auf ihr Heußerer zu geben. Die Art und Weise, wie man sich anzieht, ist geradezu barbarisch zu nennen. Was kann zu Gunsten der schlecht sitzenden, kostspieligen Anzüge der amerikanischen Arbeiter angeführt werden? Es ist ebenso lächerlich und grotesque, als ein Cylinder auf einem nackten, angemalten rothen Indianer. Gegen

die amerikanische Frau kann mit Recht nicht behauptet werden, daß sie sich nicht reinlich und adrett anzög und erschien, ist es nicht ein Mangel an Gefühl seitens ihres Bruders oder Gemahls, daß sie ihr Gefühl permanent verletzen?

Man muß sagen, daß die amerikanischen modernen Büreaus unvergleichliche Einrichtungen in ihren luxuriösen Arrangements besitzen, wo sich jeder Geschäftsmann die Hände waschen, die Haare bürlten und sich umziehen könnte, ehe er sich wieder dem Tageslicht anvertraut, das doch die Spuren der Hitze, des Rauchs und Staubs aufdeckt. Es würde sehr schön sein, wenn die herrlichen Einrichtungen auch benutzt würden. Ist es ein Wunder, daß in Chicago so viele Ehescheidungen vorkommen und so viele Amerikanerinnen froh wären, wenn sie von ihren amerikanischen Ehemännern geschieden wären? Eine Amerikanerin, die Europa und die europäische Gesellschaft kennen lernt, heirathet keinen Amerikaner; es wäre denn, daß sie ihn seines Vermögens halber heirathet und dann findet sie sehr bald heraus, daß sie einen sehr großen Fehler beging. Ein eifersüchtiger Amerikaner ist ein Thier; jeder Amerikaner ist stets bereit, eine Dame vor Anderen zu schützen, nur nicht vor sich selber; wenn er das Letztere thun würde, erzeugte er den Frauen einen Dienst.

Leider ist die amerikanische Gesellschaft zum größten Theil noch so wenig von der Kultur beleckt, daß sie einen wirklich vornehmen Menschen von einer Imitation nicht zu unterscheiden vermag. Deshalb gelingt

es auch ab und zu Abenteuerern und chevaliers d'industrie, sich in die sogenannte gute Gesellschaft einzuschleichen, natürlich geschieht dies unter falschem meist adligem Namen. Der ehrlose Schuft „Graf Zacheroff“ mag als eines der vielen Beispiele angeführt werden. Ein griechischer Abkömmling der untersten Klasse hatte er ein Jahre langes Leben voll Abenteuern hinter sich und dabei einen gewissen Grad äußerer Manieren erlangt, so daß er sich erfolgreich als russischer Graf in der Gesellschaft einführte — in der That so erfolgreich, daß eine junge Erbin ihn ohne Bedenken heirathete und ihn nach Europa begleitete, um hier auszufinden, daß er bereits der glückliche Besitzer einer Frau und Kinder war. Ein Anderer giebt sich aus als „Prinz Eristoff de Gonvie“, der in London sich bereits eine tüchtige Tracht Prügel geholt hatte. Eristoff gehört zu einem mediocren semitischen Stamm des Kaukasus, der unter russischer Herrschaft steht und hat ebenso viel Recht, sich „Prinz“ zu nennen, als ein Maori-Häuptling die Berechtigung hat, seinen heimathlichen Titel für den eines earl oder duke zu vertauschen. Glücklicherweise wurde er entlarvt, ehe es ihm gelang, Jemand hinter's Licht zu führen. Natürlich benutzt die amerikanische Presse derartige vereinzelte Fälle, um Europäer und besonders die Mitglieder des Adels und ehemalige Officiere so viel wie möglich herunterzureißen. Im Allgemeinen steht sich aber eine Amerikanerin bei Weitem besser, ihr Glück in die Hände eines erfahrenen vornehmen Menschen Europas zu legen, als an der Seite

einer reichen amerikanischen Beltie zu verblühen; sollte sie es nicht vorziehen, sich scheiden zu lassen. Ich constatire, daß in Chicago in einem Tag durchschnittlich mehr Ehepaare geschieden werden, als in Deutschland in einem Jahr, und es ist leichter in Deutschland eine Ehescheidung zu erlangen, als in Amerika. Daß sich sehr viele amerikanische Hochstapler und Glücksjäger der Gesellschaft aufdrängen, wird der wirklich guten Gesellschaft der Vereinigten Staaten jeden Tag klarer, und man fängt in den letzten Jahren an sehr vorlichtig zu sein, da man sich schon in verschiedenen Fällen die Händchen verbrannt hat. Ich erinnere nur an Albert Grenshaw, einen Cleveländer, der nach Cawas in Michigan kam und mit Alice Wilson, der Tochter des Captain Wilson, durchging. Er heirathete sie und ihre Million in Detroit. Er endete im Gefängniß, da er schon eine Frau in Oberlin hatte und bei seinem Schwiegervater Wohnung genommen hatte, bis es diesem langweilig wurde, den Faulenzer weiter zu ernähren. Man könnte Hunderte solcher Fälle anführen, und trotzdem spricht man nur immer von „foreign fortune-hunters“ in Amerika. Selbst die größten amerikanischen Zeitungen machen sich in der Regel, sobald sie sich über Verhältnisse des europäischen Festlandes aussprechen, in den Augen Jedes, der der Verhältnisse kundig ist, unsterblich lächerlich. Deshalb ist es sehr wünschenswerth, daß die Amerikaner sich nicht auf ihre Presse alleine verlassen, sondern reisen und sich mit eigenen Augen fremde Länder und deren Einrichtungen

ansehen wollen. Das abfließende Gold wird zehnfach zurückerstattet, durch die reiche Fülle von Belehrung, welche sie aus Europa zurückbringen, die mit der Zeit auf fruchtbaren Boden fällt. Man lernt in Europa den Nutzen der Wälderschonung und Forstkultur; der hinüberreisende Kaufmann lernt die Solidität des deutschen Handels; der Handwerker lernt den Werth gründlicher Bildung schätzen; der Fabrikant lernt einsehen, daß die Maschinen-Industrie durch das Kunstgewerbe ergänzt werden muß. An den europäischen Regierungen könnte der Amerikaner Vieles finden, was ihm auch für sein Vaterland wünschenswerth erscheinen muß. Besonders in der städtischen Verwaltung wird ihm der grelle Gegensatz zwischen Hüben und Drüben recht in die Augen fallen. Er sieht Municipalitäten, die mit der größten Sorgfalt und Sparsamkeit verwaltet werden; er sieht, wie jeder Heller, der den Bürgern an Steuern abgenommen wird, seine rechtmäßige Verwendung findet. Er kann nicht umhin, sich zu verwundern, daß es Länder giebt, in welchen den Corporationen nicht gestattet wird, das Volk nach Belieben auszubeuten; Stadträthe, die sich der größten Achtung erfreuen und über allen Verdacht der Corruption erhaben sind; Beamte, die lediglich ihrer Pflicht leben und bei denen Veruntreuungen zu den äußersten Seltenheiten gehören. Er vermißt den „Budler“, den Jobber, den Ward-Politiker, und erhält die Anregung, auch in seinem Lande die Reformen einzuführen, welche solche Existenzen aus dem öffentlichen Leben verbannen. —

Doch wie ist es in Wirklichkeit. Von hundert Amerikanern, die Europa bereisen, lernt Einer viel und Nützlichcs; neun lernen ein bischen Nützlichcs und Unnützes durcheinander; neunzig aber so gut wie gar nichts. Diese neunzig von Hundert können gar nichts lernen, weil sie keine andere Sprache als die englische verstehen, daher von Land und Leuten nichts weiter kennen lernen, als was sie in ihrem englischen Reisehandbuche lesen, oder von Kellnern und Portiers erfahren. Ueberdies wollen sie gar nichts lernen; denn sie sind alle so bis an den Hals vollgepfropft von dem dummsten Eigendünkel und Größenwahn. Jeder, der in Europa mit dem gewöhnlichen Durchschnittschlage amerikanischer Reisender zusammentrifft, wird dies bestätigen. Denn bei ihnen findet er von wirklichem Verständniß und einsichtiger Würdigung der Tausende von neuen und schönen Dingen, die sie anglotzen, keine Spur. Die ihnen meist in schauerlichem Englisch von den Führern ertheilten Belehrungen machen keinen weiteren Eindruck auf sie, als den, daß sie ihre Spottlust reizen. Ihre eigenen Wahrnehmungen beschränken sich meistens auf die nach ihren Vorstellungen unerträglichen Unbequemlichkeiten in den Gasthöfen: die Plumpheit und Langsamkeit der Aufzüge, die Langweiligkeit des Essens an der Table d'hôte, die „unamerikanische“ Zubereitung der Speisen. Ist der reisende Amerikaner in Paris, so hält er sich für verpflichtet, alle jene läuderlichen Tanzwirthschaften zu besuchen, in welchen der anständige Franzose sich ebenso wenig sehen läßt, wie der anständige



Chicagoer in den Luderwirthschaften an der „Levee“; — da glaubt er dann einen richtigen Begriff von französischen Gesellschaftszuständen erhalten zu haben. —

Es war bei Eröffnung des großen Auditoriums, als man Alles, was in Chicago Gesellschaft heißt und Millionen besitzt, in einem Haus versammelt leben konnte.

Patti in der Oper brachte alles zum Theater. „Wer zählt die Völker, kennt die Namen, die alle hier zusammenkamen.“ Der Dedications-Abend, mit dem Präsident als Ehrengast, wurde natürlich zu politischen Zwecken ausgenutzt, während der erste Abend der Opern-Saison einen verschiedenen Ton hatte. Alles, was Logen zu enormen Preisen für die Saison erstanden, war erschienen. Die Logenreihe barg Alles, was Chicago an Schönheit und Reichthum bieten konnte.

Alle Namen, die mit Chicagos Ruhm verknüpft sind, waren vertreten: Peck, Kimball, Gresham, Storey, Stone, Mackey, Phelps, Cummings, Young, Field, Armour, Pullman, Hanford, Clarke, Medill, Washburne, Dunlap, Kerfoot, Fairbank, Jones, Barnes, Hutchinson, Mc. Cormick u. s. w. Ich hätte beinahe Mrs. Potter Palmer und John B. Kitchen vergessen, die beiden einzigsten Mitglieder der Chicagoer Gesellschaft, die sich bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund drängen, wohin sie beide nicht gehören, eine Eigenschaft, die sie besser in England zum Ausdruck bringen könnten, dort finden sie noch Viele ihres

Gleichen auf den vorerliten Plätzen, wenn sie für Geld oder Schmarotzen zu haben sind. —

Mrs. H. M. Wilmarth war den Abend nicht anwesend, sie war jedenfalls in Washington, um ihren Namen in die Liste der „Töchter der Revolution“ eintragen zu lassen. „Die Gesellschaft der Töchter der Revolution“ nehmen nur Mitglieder auf, die nachweisen können, daß sie Nachkommen von Revolutionären unter Washington sind. Leider wurden unumtöbliche Beweise verlangt und das führte zum Scandal. Das Comitee, das die Mitglieder erwählt, fand nach vielem Suchen aus, daß die Hälfte der Damen, die Einlaß suchten, von Tories abstammten. Dies war aber noch lange nicht der Schlimmste Schlag, der manche dieser aristokratisch-republikanischen Damen traf. Für Viele wurde nämlich nachgewiesen, daß ihre Vorfahren Beschäftigungen nachgingen, die diese Damen nicht mit Stolz erfüllen konnten. Hier sind einzelne Reporte, die an das Comitee gelangten:

„Mrs. —'s Urgroßvater war Kellner in der Lion's Head tavern.“

„Mrs. —'s Urgroßmutter war eine Walschfrau; der Bruder ihres Urgroßvaters wurde des Mordes für schuldig befunden und starb am Galgen.“

„Die Urgroßmutter der Mrs. — sammelte Lumpen, und die Schwester ihres Urgroßvaters sang in einem Tinsel-tangel.“





## Das „Weiße Haus“ in Washington — Monopole und Trusts — Politik und Beamte — Sensation und Talent. —



Die größte Ehre, die die Vereinigten Staaten-Bürger einem ihrer Landsleute erweisen können, ist durch die Wahl zum Präsidenten. Der Präsident residirt in Washington D. C. im sogenannten „Weißen Haus“. Die ersten Präsidenten hatten noch nicht ganz vergessen, Ausdrücke zu gebrauchen, die sie von ihrem Mutterland gewohnt waren, sie nannten das „Weiße Haus“ Palast. In der That ist es nach dem Schloß des Duke of Leinster in Dublin gebaut, und es könnte auch heute mit Recht den Titel Schloß führen. Die ersten zum Bau nöthigen 120 000 Dollar ließ der Staat Virginia und George Washington versprochen, daß diese Schuld einst getilgt werden sollte — der Congreß hat diese Ehrenschuld heute noch nicht bezahlt. Das große Audienz-Zimmer — der heutige Ostsalon —

war noch nicht vollendet, als Mrs. Adams hier ihre Wäsche-Trockenstube hatte.

Die Erhaltung der heutigen Dienstwohnung des Präsidenten inclusive Gehalt für den Präsident (50000 Dollar), für den Vice-Präsidenten (8000 Dollar), Privat-Secretair (5000 Dollar), kostet dem Volk angeblich 150000 Dollar. Der Präsident ist auf vier Jahre gewählt. Es gelang Cleveland während seiner zweiten Amtszeit in diesen vier Jahren von seinem Salär ca. 6 Millionen Dollars zu „ersparen“. — Harrison ging ebenso arm wieder nach seinem Rechtsanwalt-Bureau als er von dort gekommen war. Es ist die allgemeine Ansicht in Amerika, daß die Demokraten, wenn sie in ein Amt gewählt werden, die öffentlichen Kassen ihren republikanischen Nachfolgern leer überlassen. —

Die Bureaus befinden sich im 2. Stock und können fast zu jeder Tageszeit besucht werden. Die Privat-salons des Präsidenten kann man aber auch zu lehen bekommen, ohne großen Einfluß zu besitzen. Manchmal werden ein Dutzend Mal des Tages Menschen durch den rothen Empfangsalon geführt, während die Damen der Familie des Präsidenten ihren Privat-besuch in demselben empfangen. Sie bilden in dem Fall einen Theil der Sehenswürdigkeiten.

In die große Halle führen die Privat-salons des Präsidenten, die als der grüne, der blaue und der rothe Salon bekannt sind. Hieran stößt das Staats-Eßzimmer an, wo der Präsident von Zeit zu Zeit

Mitglieder des Congresses, die Richter des höchsten Gerichtshofs, die Mitglieder des diplomatischen Corps und Andere, die ein officiellcs Recht auf seine Galtfreundschaft haben, empfängt. Während jeder Saison empfängt der Präsident vier Mal des Abends. Der erste Empfang für das diplomatische Corps, der zweite für die Richter und den Kongreß, der dritte für die Armee und Marine und der vierte für das „Volk“. Fast jeden Nachmittag um 1 Uhr stand Präsident Harrison ungefähr 10 Minuten im Ostsalon des ersten Stocks, um mit Jedem die Hand zu schütteln, dem es Spaß machte. Für den öffentlichen Empfang sammelt sich das Volk manchmal stundenlang an vor der bestimmten Zeit. Zwei Thürwächter haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Präsident nicht von Leuten belästigt werde, die eine Schraube los haben, und deren giebt es sehr viele. Mütter, die ihre Kinder vom Präsident geküßt haben wollen, sind im „Weißen Haus“ am wenigsten gern gesehen. Präsident Cleveland küßte Anfangs jedes „Baby“, das ihm zu diesem Zweck gebracht wurde, er mußte es aber bald aufgeben, es kamen zu viele „babies“. Von 10 bis 1 Uhr sind die Geschäftsstunden des Präsidenten. Der Schreibtisch des Präsidenten ist aus dem Holz des Schiffes Resolute angefertigt, das zur Rettung der arctischen Expedition von Sir John Franklin abgefanct war, die Königin Victoria schenkte es 1877 den Vereinigten Staaten. Neben der Bibliothek des Präsidenten sind Schlafzimmer zu beiden Seiten der großen Halle, von denen alle mehr oder weniger

historisches Interesse haben. Das „Weiße Haus“ ist verhältnißmäßig zu klein für den Zweck, dem es dient. Selbst die Küche ist zu klein, so daß bei Staatsdiners das Essen von außerhalb bestellt werden muß. — Ich war zum Inaugurations-Ball des Präsidenten Mc. Kinley eingeladen, ich habe noch niemals in meinem Leben solch eine zusammengewürfelte Gesellschaft gesehen. — In der 1890 Ausgabe von Webster wird gesagt, daß kein Land als Republik angesehen werden kann, das von einer Classe des Volks regiert wird. Wer lacht da in den Vereinigten Staaten, wenn er dies in Webster lesen sollte, vielleicht Mr. Hanna?

Die Vereinigten Staaten, wenigstens das Volk, ist sich noch nicht bewußt, welche kolossale Macht die Monopole thatfächlich besitzen. Concentrirter Reichthum unterdrückt das Volk, besticht die Gesetzgebung und beschmutzt die amerikanische Politik. In Amerika kann man Alles kaufen; Jeder hat seinen Preis. Das erste Zusammengehen von Kaufleuten derselben Branche mag ja auf einen ehrlichen, geschäftlichen Vortheil hinausgegangen sein. Doch Habgier kennt keine Grenzen, und als man vorwärts kam und sich stark fühlte, öffneten sich neue Felder der Thätigkeit und die Gelegenheiten, Geld zu verdienen, wurden zahlreicher; zusammengesharrtes Capital muß wieder angelegt werden, und die Habgier muß befriedigt werden, sei es auch auf Kosten des Einzelnen oder des Publikums. Solche Firmen, die Energie und enormen Reichthum besitzen, mit dem Wunsch, noch mehr Geld zu verdienen und die Macht,

die ein solcher Besitz ausüben muß, sie suchen nur die Gelegenheit, die Chance, ganz egal, wer darunter leidet. Und Jedermann in Amerika, der überhaupt einige Erfahrung hat, weiß, daß solche Leute keinen Moment zögern, die Gesetzgebung zu bestechen und zu bestimmen. Die Eisenbahnen sind in Privathänden; die Gesetzgeber fahren frei auf allen Bahnen Amerikas. Jedermann weiß, daß Corporationen und reiche Monopolisten die Gesetzgebung erhalten können, wie sie dieselbe wünschen. Amerikanische Zeitungen behaupten öffentlich, daß die Senatoren ihre Unterstützung vor der Wahl von reichen Corporationen erhalten. Wenn die Geldmacht in Geschäften und der Politik so rückichtslos vorgeht, wer kann sich wundern, daß Socialismus, ja Anarchismus zahlreiche Anhänger finden. —

Welcher Amerikaner — mit sehr, sehr wenig Ausnahmen — denkt an das Wohl seiner Mitbürger? Sein eigener Vortheil ist viel wichtiger. In der großen Jagd nach Geld wird alles Andere vergessen. Der Durchschnittsamerikaner sagt sich, es bezahlt sich nicht, für Andere zu denken.

Als Hempstead Washburne mit Hülfe aller anständig und ehrlich denkenden Leute zum Bürgermeister gewählt war, hatte Chicago den ersten und für lange Zeit den letzten gentleman als Bürgermeister. Persönlich ein wohlherzogener, vornehm denkender Mann, hatte er die Sympathie der Deutschen hauptsächlich als Sohn des amerikanischen Gesandten E. B. Washburne, der während des Krieges 70/71 in Paris blieb und dem

der Schutz der in Paris zurückgebliebenen Deutschen anvertraut war. —

Viele Männer im öffentlichen Leben Amerikas haben es versucht, so auch Hempstead Washburne, zu thun, was in seinen Kräften stand, zum Wohle seiner Mitbürger zu arbeiten und das Vertrauen zu rechtfertigen, das man in ihn gesetzt hatte. Das große Publicum kennt aber nicht die Stadtväter. Es ist so leicht, einen Mann zu discreditiren; so leicht, falsche Gerüchte über seine Persönlichkeit und geistigen Fähigkeiten auszusprengen. Wenn man nichts Unehrlisches gegen einen solchen Mann finden kann, sucht man ihn durch erfundene Anekdoten lächerlich zu machen, kurz, ihn in jeder Weise zu schädigen, weil man weiß, es ist ihm unmöglich, sich schützen zu können. Wenn Leute die Lust anwandeln sollte, Jemanden an die Laternenpfosten aufzuhängen, so sind die Stadtväter gewiß die Ersten, die baumeln müssen. —

Das Strafgesetzbuch von Illinois erklärt es für ein mit Zuchthaus zu ahndendes Verbrechen, wenn der Schatzmeister des Staates, eines Countys oder einer Stadt von den ihm zur Aufbewahrung anvertrauten Geldern unmittelbar oder mittelbar Nutzen zieht, indem er sie gegen Zins ausleihet. Diesem Gesetze zufolge ist jeder solcher Schatzmeister ein Verbrecher, denn der Einwand, daß bloße Hinterlegung gegen Zins nicht gleichbedeutend mit Ausleihung sei, ist zu dünn und zu dumm! Wer irgend Jemandem gegen Zins Geld zur Aufbewahrung anvertraut, erklärt durch die bloße



Chatfache der Annahme des Zinses, daß er ihm das Recht einräumt, mit dem Gelde zu „arbeiten“, d. h. er leihet ihm das Geld. Das sieht selbst ein Blinder. Doch trotzdem, daß jenes Strafgeletz schon seit vielen Jahren besteht, hat es noch jeder Schatzmeister an jedem Tage, welche er im Amte war, übertreten, und die sogenannte öffentliche Meinung sieht darüber hinweg und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstlich aus dem politischen Parteiwesen. Jede Partei braucht für die Wahlen einen großen Haufen Geld. Sie bekommt es aus den Beiträgen der Bewerber um fette Hemter, die sich dafür aus dem Amtseinkommen schadlos halten müssen. Man kann diese Beiträge auch mit gutem Recht Spiel-einsätze nennen. Je fetter das erstrebte Amt, desto höher natürlich der Einsatz. — In Chicago ist die Schatzmeisterstelle eines der großen Loose. Wer darauf spielt, muß also viel mehr Geld einsetzen, als Jemand, der auf ein Amt losgeht, in dem er weniger „machen“ kann. Wenn ein Bewerber um das Schatzmeister-Amt 20000 Dollar an seine Erwählung wagt, so ist das gar nicht so viel in Anbetracht, daß ihm das Amt jährlich außer seinem Gehalt 60000 Dollar, oder noch mehr an Zinsen für die seiner Obhut anvertrauten Gelder einbringt. — Keine der beiden Hauptparteien möchte auf jene 20000 Dollar als Beitrag zu den Wahlkosten verzichten, und deshalb haben sie einander bisher stets durch die Finger gesehen. Keine mochte der anderen den Vortheil streitig machen, den sie selbst bei den nächsten Wahlen für sich erhoffte. —

Während Berlin, das ebenso schnell wie Chicago an Bevölkerung und Stellung als Weltstadt zunimmt, für eine jährliche Einnahme für die Stadt sorgt, indem alle Straßenbahncompagnien 4 Procent Steuern bezahlen müssen, wenn ihre Einnahmen mehr als ein und eine halbe Million Dollar ausmachen und 8 Procent, wenn dieselben 4 Millionen Dollar übersteigen, giebt Chicago, das durch Corruption und Betrug verwaltet wird, seine Straßen für das nächste Jahrhundert an ein Paar Bürger, die das Bestechen der Stadtväter verstehen, ohne jede Compensation ab.

Während Berlin jährlich  $1\frac{1}{2}$  Million Dollar von den Gaswerken erhält, und das Gas 30 Cents billiger liefert, als z. B. Philadelphia, unterhält Chicago den Gas-Trust und bezahlt Dividenden an 44 Millionen Dollar Actien, von denen  $\frac{3}{4}$  Wasser ist.

Chicago gestattet diesen Gas-Trust, der im Besitz eines Syndikats von Capitalisten ist, die durch Betrug und fortgesetzte Verbrechen schon lange ihrer ihnen ursprünglich gewährten Rechte verlustig gegangen sind. Dem Volke sollte ehrliches Gas für ehrliches Geld geliefert werden, wie in Berlin und Glasgow, wo die Gesetzgebung nicht von Gastrusts regulirt und gekauft wird. Das ist aber in Amerika unmöglich, und es ist ganz egal, welche Partei an der Regierung ist, Republikaner oder Demokraten, sie regieren eine wie die andere durch die Macht des Geldes und besondere Privilegien. Die Politiker würden Chicago selbst verkaufen, wenn sie nur einen Käufer dafür finden

könnten. Jugurtha, König der Numidier, sagte daselbe von Rom 118 B. C. Der römische Senat war durch Jugurtha bestochen worden, und er erlangte, was er wollte, gegen den Willen des Volkes und die öffentliche Meinung. Dies ist dieselbe Art und Weise, wie die Capitalisten und Syndicate in Chicago im 19. Jahrhundert operiren. Während die Gesetzgeber im Kaiserreich Deutschland, wovon sich Jeder überzeugen kann, für das Wohl des Volkes thätig sind, werden in der Republik der Vereinigten Staaten Gesetze lediglich für eine privilegirte und reiche Classe gemacht, wobei oft zur Bestechung gegriffen wird und ein Vanderbylt gefagt hat: „The public be damned“.

Hier ist die Laufbahn eines Politikers, der zum Mitglied des höchsten Gerichtshofes in Californien gewählt wurde, und der schließlich von der Kugel eines Beamten niedergestreckt wurde, als er einen frechen thätlichen Angriff auf einen ehrwürdigen Greis machte. Selten wohl hat ein offenbar hoch begabter Mann eine so gewaltthätige Laufbahn gehabt, wie David S. Terry. In Texas geboren, früh verwaist, schultert er, kaum dem Knabenalter entwachsen, schon die Muskete, um sein Vaterland von Mexico zu befreien. Als der Krieg vorbei ist, bildet er sich zum Rechtsanwalt aus, aber sobald die Kunde von den Goldfunden in Californien kommt, schließt er sich, wohlbewaffnet und -beritten, dem Zuge der Glücksjäger an, unter denen er sich schnell zu Ansehen aufschwingt. Als Californien sich vorbereitet, ein Staat zu werden,

finden wir ihn an der Spitze der Partei, welche Californien der Sklaverei überliefern will. Obgleich die Gegner der Sklaverei in der Verfassungsfrage liegen, wird Terry doch zum Mitglied des Obergerichts des Staates gewählt. Obgleich er auch als Richter stets bis an die Zähne bewaffnet erscheint, wird indessen von besonderen Gewaltthätigkeiten seinerseits nichts berichtet. Seine erste bekannte Blutthat war im Jahre 1856, wo er, das Mitglied des höchsten Gerichtshofs, offen als Parteigänger der Raufbolde, Mörder und Diebe auftrat, deren Ausrottung oder Vertreibung sich der Vigilanz-Ausschuß zur Aufgabe gemacht hatte, und wobei er einen der Beamten dieses Ausschusses, Namens Hopkins, mit seinem Bowiemesser anscheinend tödtlich verwundete. Er wurde nach heftigem Kampfe umzingelt und verhaftet, aber hauptsächlich durch die Bemühungen und das Geld des späteren Bundeslenators David Broderick einige Zeit darauf durch List befreit, und da Hopkins nicht starb, so blieb er später unbehelligt. Diesen selben Broderick, der ihn vor dem Galgen gerettet hatte, erschöß er im Duell, weil Broderick durch sein furchtloses Auftreten in der Politik ihn beleidigt hatte. Auch wegen dieser Sache blieb er unbestraft, denn sein Freund, der Richter Hardy, hatte, als der Prozeß stattfinden sollte, die Uhr eine Stunde vorausstellen lassen, rief den Fall im leeren Gerichtssaal auf und sprach Terry wegen Nichterscheinens des Anklägers frei. Er wurde dann in die Gesetzgebung gewählt, ja sogar von den Demokraten als Präsidenten-

wahlmann aufgestellt, aber als solcher, der einzige unter seinen Collegen, mit großer Mehrheit geschlagen. Damit endete seine politische Laufbahn. In Nevada versuchte er sich mit Gewalt in den Besitz einiger der vielversprechendsten Goldgruben zu setzen. Später war er als Advokat thätig bis Sarah Althea Hill auf die Bühne trat, deren er sich aus Haß gegen ihren Liebhaber als Anwalt annahm, und der er dann Freund und nach dem Tode seiner Frau Gatte wurde. Die Rohheiten und Gewaltthätigkeiten, zu denen er sich in der Vertheidigung der angeblichen Rechte dieses jedes Ehrgefühls baren Geschöpfes hinreißen ließ, haben schließlich sein gewaltflames Ende herbeigeführt. Ich lernte ihn in 89 kurz vor seinem Tode kennen und war auch auf dem Bahnhof zugegen, als er von der Kugel des Hülfsbundesmarshalls Nagle ein gerechtes Ende fand. Der Oberrichter Beatty verweigerte die Vertagung des Obergerichts von Californien „aus Achtung für den verstorbenen früheren Obergerichtsbeisitzer Terry“. Es ist sonst altes Herkommen in Amerika, daß öffentliche Körperschaften anläßlich des Todes eines ihrer früheren Mitglieder auf einen Tag die Arbeit einstellen, und einen zweiten Tag ansetzen, um dem Verstorbenen — einerlei ob er ein Ehrenmann oder ein Schuft war — beweihräuchernde Nachrufe zu widmen, und dieses Herkommen ist dem Amerikaner so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ein Auflehnen dagegen geradezu als eine That bezeichnet werden kann, welche häufiger Nachahmung empfohlen werden darf. Viel nöthiger, als

die fast jedem todtten Politiker ohne Ausnahme gespendete Lobhudelei wäre den Amerikanern das Todtengericht der alten Aegypter, bei welchem einem Todten nur dann ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil wurde, wenn nach genauer Abwägung seiner guten und schlechten Thaten ein Gericht von zweiundvierzig Männern ihn eines solchen würdig erkannt hatte. —

Nicht weniger als drei Theateragenten drängten sich an die berühmte Sarah Althea Hill Terry, um sie als „star“ für eine Theatergesellschaft zu erwerben. Der Fall steht nicht vereinzelt da! Wer längere Zeit in Amerika lebt, wird eins lernen und das ist, sich über nichts mehr zu verwundern! Er wird das allerdings mit manch' böser Erfahrung lernen müssen und mit manchem heruntergeschluckten Herger. Er wird sich oft genug aufrichtig empört haben müssen, aufrichtig angeekelt gefühlt haben müssen, ehe ihm diese eine und einzige Wahrheit gekommen ist, die ihm allein über alle amerikanischen Thorheiten und Ungeheuerlichkeiten hinüber hilft! Und doch wird er hier und da aus seiner Gleichgültigkeit aufgeschreckt werden und sich immer und immer wieder fragen: Ist es denn wirklich möglich? Kann es eine Nation geben, die sich bei jeder Gelegenheit Fremden gegenüber so gewaltig aufbläht, und die doch jeden Stolzes bar ist? —

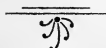
Der Theaterhimmel hat viele Sterne aufzuweisen, denen eine ähnliche „Berühmtheit“ zum Aufleuchten verholfen hat. Ja, jedes Weib, das irgendwie in sensationeller Weise von sich reden gemacht hat, wird so-

fort mit ähnlichen Anerbietungen überhäuft. Um nur einige andere Beispiele zu nennen, so sei an die Millionärstochter und Kutschersfrau Morosini-Schelling, an die als Ehebrecherin vom Gerichte in Chicago gestempelte Frau Carter, und die mit Recht oder Unrecht sitzen gelassene Frau James G. Blaine Jr. erinnert. Die erstere hat mit ihrer kleinen Stimme in Café chantants gesungen und die beiden letzteren haben sich thatsächlich auf ihre Theaterlaufbahn vorbereitet. Viel Schaden kann ja allerdings der amerikanischen Bühne nicht zugefügt werden, eine Bühne, auf der „Stars“ wie Frau Langtry und Frau James Brown-Potter Triumphe feiern. Welche Schlüsse aber lassen sich von diesen Zuständen auf den Kunstgeschmack des amerikanischen Volkes ziehen? Welche Verrohung und Entfittlichung gehört dazu, um sich von so notorischen Weibern einen ganzen Abend Comödie vorspielen zu lassen, die mit der Kunst nichts gemein haben, sondern sie nur als Deckmantel für die schamloseste Ausbeutung ihres „berühmten“ Namens benutzen! Dies Treiben ist allerdings empörend und ganz dazu angethan, um jeden ernststen Mann aus seiner philosophischen Gleichmüthigkeit emporzuschrecken! Es ist um so empörender, als gerade dadurch manch ehrlich Strebendes Talent, das aus innerer Neigung und aus innerem ehrlichen Triebe sich der Bühne zuwendet oder zuwenden möchte, in den Hintergrund gedrängt wird und vielleicht elend verkümmern muß. —

Talent!? Nun, das ist etwas, aber für Amerika

immerhin wenig genug! Und es kostet Zeit und Geld, um so ein Talent zum „Star“ herauszubilden! Eine mühevollle, undankbare Arbeit für den Herrn „manager“, der immer nur den Kassenerfolg des Abends im Auge hat und sich den Teufel darum kümmert, wie weit ächte Kunst bei seinen Vorstellungen ihre Rechnung findet. Das Schönste Talent muß zurückstehen vor dem „Star“, der plötzlich wie ein Komet am Himmel erscheint, und nur um so leuchtender und anziehender wird, je mehr er durch das Feuer der Sensation gehärtet worden ist.

Das Theater sollte eine Bildungsanstalt für das Volk sein — das wenigstens ist seine heilige Aufgabe! Was aber ist es in Amerika geworden? — „Muse, verhülle Dein Antlitz“ — — u. i. w.







## Reisen im Westen der Vereinigten Staaten —\* Minen in Colorado —\* Die Indianerfrage —\*



Reisen wir westlich von Chicago und haben St. Paul passirt, so treffen wir viele Plätze von wunderbarer natürlicher Scenerie, welche als Meilensteine auf dem Weg nach dem amerikanischen Wunderland, dem Yellowstone National Park, angesehen werden können. Wir sehen aus unserem Pullmann Palastwagen nach Norden und Süden eine weite, weite Fläche, ohne einen Baum oder die blauen Umrisse eines entfernten Gebirges zu bemerken. Ab und zu entdecken wir einen weißen Flecken, der auf den ersten Blick als See mit dem klarsten Wasser erscheint, der sich aber bald, wenn wir näher kommen, in ein Alkalibett verwandelt; Ruinen von Hütten; diese Hütten waren von den ersten Goldjägern aus Erde gebaut und sind jetzt, nachdem

sie verlassen wurden, zusammengefallen und bilden einen Schlupfwinkel für Coyoten und Schlangen; hier und da nach Stundenlanger Fahrt eine Station; das „depot“, ein einfacher Schutz gegen die Stürme, bewohnt von dem Eisenbahn-Agent und Telegraphist, der zweimal jeden Tag einen Rollwagen heraus- und dann zurückzieht; Indianer stehen auf dem Perron mit polirten Buffalohörnern und anderen Erinnerungsgegenständen von phantasiereicher Konstruktion und warten auf die amerikanische Regierung die Frage zu lösen, was aus ihnen werden soll; eine Stadt — eine davon, die ich während einer halben Tagereise sah, beschreibe ich hier als die größte — vier Häuser, zusammenhängend, aus Stämmen gebaut. Ueber dem Thor des einen Hauses die Inschrift: „Bull Hook Saloon“; über dem nächsten Thor „Club Room“; über dem nächsten: „Restaurant und Saloon“; das letzte ist ein Wohnhaus, das einzige in der Stadt. Auf dem Trottoir, unter einem Sonnenschutzdach steht ein Tisch, an welchem drei Männer Karten spielen; eine Frau hat die vierte Hand genommen, die zum Spiel nöthig ist. Keine anderen Häuser sind in Sicht; keine Querstraßen — nichts als ein einsamer Weg vom Horizont zum Horizont. Zuweilen ein Haer verblichener Buffalohörner und Rippen und Backenknochen, die zu einem hohen Haufen zusammengeworfen sind. Sie repräsentiren ein Species, die jetzt fast völlig ausgestorben ist — Buffaloherden jagten einst über diese weiten Ebenen und bildeten eine Einnahmequelle für die Indianer, die noch heute vertreten sind, wenn



sich Einige im Osten: „Wenn die Eisenbahn fertig ist, werden die nach Dakota Ausgewanderten zurückkehren.“ Die Eisenbahn brachten Keinen todt oder lebendig zurück. Einen ganzen Tag lang fährt man durch diese Wüstenei. Bei Sonnenuntergang erreicht der Zug Williston. Die weiße Bevölkerung dieser aus Erdhütten und Blockhäusern gebauten „Stadt“ kommt nicht zum Zug, jedenfalls aus Furcht, daß der Anblick der Civilisation sie verführen würde, schleunigst abzureisen. Nur der Indianer in seiner Urtracht lungert auf der Station herum. Es ist der Indianer, von dem wir gelesen haben, in einer wollenen Decke eingehüllt, mit Farben angelstrichen, stoisch wie die Sphinx. Hier ist der Indianer noch heroisch, er ist noch nicht mit der Civilisation in Berührung gekommen. Sobald man ihm eine Bibel und die Schnapsflasche giebt, fängt er an zu verweichlichen und dann ist er verloren. Wirft man einige Geldstücke unter die bucks, squaws, die schon etwas von der Civilisation berührt sind, dann kann man ein Bild sehen, das man nur an der Chicagoer Börse gewohnt ist. Die Nacht fällt auf die Scenerie, man legt sich zur Ruhe im Schlafwagen. Ehe die Sonne aufgeht erreicht der Zug Assinaboine. In einiger Entfernung liegt ein Fort. Die Reveille ist noch nicht geblasen. Drei Posten kann man deutlich sehen, wo der Missouri eine Biegung macht. Einige Indianerzelte stehen auf der einen Seite, einer der Bewohner kommt heraus, zieht seine wollenen Decke um sich und steht ruhig. Die Regierung beschützt ihn, er sieht dem

kommenden Tag mit Ruhe entgegen. Ein grauer Wolf, der die ganze Nacht aus war, hält an und sieht sich den Zug an. Man atmet auf, und ist befriedigt, wenn man Great Falls, Montana, erreicht. Dies ist eine junge Stadt, die auf einer fruchtbaren Ebene aufgebaut ist mit einem Schneebedeckten Gebirgszug als Hintergrund. Der Missouri-Fluß ist ziemlich reißend hier und nicht weit davon, gerade um die Biegung herum, bildet er eine Nachahmung des Niagara. Man hört den Miniatur-Donner des Wasserfalls in der Ferne. Die Vegetation ist gut, an den Seiten der Gebirgszüge sieht man herrliche Wälder. Es ist genug Wasserkraft hier, um die Räder von neuen Fabriken im Gange zu halten. Schon haben die Bergwerke von Butte City mehrere Millionen hier angelegt, und ein Geschäft hat auf einen Schlag 700 Familien hierher verpflanzt. Die Einwohner sind jung und aufgeweckt, und Jeder bildet sich ein, er könne den Chicagoer Geschäftsschritt halten. Great Falls ist das Thor zu einem reichen Landtrich. Zuletzt nach 2 Tagen und 2 Nächten Fahrt von St. Paul standen wir auf der Plattform des Salonwagens in Springdale, um auszusteigen. Wir hatten erfahren, daß in Hunters Hot Springs ausgezeichnete Gelegenheit zum Fischen sei, so beschloßen wir zuerst diesen Platz aufzusuchen, der ca. 2 Meilen von Springdale entfernt liegt und die besten Thermalquellen im Nordwesten aufzuweisen hat. Die Geschichte dieser Gegend in der Rocky Mountain Region ist die indianischer Kriegszüge; sie liefert manchem Schriftsteller die Grundlage

seiner romantischen und anziehenden Betrachtungen. Die Indianerstämme dieser Gegend waren nomadische und kriegerische Rassen, nicht Pueblos, wie die von New Mexico und dessen angrenzende Territorien; deshalb finden wir nichts von ihren Häuslichkeiten, Kunstwerken oder Gegenstände von heroischem oder häuslichem Gebrauch, außer einigen Pfeilspitzen hier und da auf den Bergabhängen.

Daß die Quellen von Hunters Hot Springs den Indianerstämmen schon früher bekannt waren, ist eine bewiesene Thatfache; sie kamen jährlich zu den „Good Medicine-water“ gepilgert; später wurde von ihnen die Umgegend als Jagdgrund ausgewählt. Die Blackfeet, Flatheards, Sioux, Piegans und Crows haben nach einander den Besitz dieses Landstrichs gewechselt.

Als in Virginia City Gold entdeckt wurde, und der erste langsame Wagenzug mit seinen langsamen Ochsen, deren Treiber mit stets gespannten Büchsen nebenher gingen, dem goldenen Mecca zuwanderte, passirten sie auf ihrer Reise diese Quellen und waren die ersten Weißen, welche diesen Platz je betraten. Mit der Zeit wurde der Weg mehr bevölkert und die Indianer zogen sich mehr und mehr zurück, die Weißen erkämpften ihren Weg und brachten ihre Haushaltungsgegenstände mit und ließen sich nieder.

Ein Mann Namens Bozeman, ein Deutscher, baute die erste Blockhütte der Stadt, die heute seinen Namen trägt. Den Platz, wo er von den Indianern scalpirt wurde, zeigte mir einer unserer Indianer-Führer.

Unter Anderen, die eine neue Heimath suchten, kam von Kentucky ein Doktor, der den Werth dieser Quellen erkannte, sich hier häuslich niederließ, die Indianer bekämpfte und Gärten anlegte. Er erlangte von der Regierung den Besitztitel der Quellen, welche deshalb heute bekannt sind als „Hunters Hot Springs.“

Langsam und sicher kam jetzt vom Osten her die langen Linie eiserner Schienen mit ihren fliegenden „Feuer-Wagen“, die Northern Pacific Railroad. Die Coyoten heulten, die zitternden Rehe flohen, und der Prairie-Hund wedelte mit dem Schwanz einen Augenblick und verschwand in der Tiefe seiner zahlreichen unterirdischen Gänge, wie er es immer thut bei dem ersten Erscheinen des „eisernen Pferdes“. Nur der große Adler gab seinen schrillen Schrei von sich und zog sich in die Berge zurück, unerschreckt von dem donnernden, stampfenden, herangeflogen kommenden Wunder. —

Wir befinden uns 1010 Meilen westlich von St. Paul, 920 Meter östlich von Portland und 4480 Fuß über der See.

Nach Südwest hin und nach Süden erstreckt sich eine lange Kette von Schnee bedeckten Bergen, die Yellowtone Range von heutigen Geographen benannt; hier finden wir den berühmten Emigrant Peak und Emigrant Gulch, wo früher Goldsucher so lang und schwer durch Schneemassen leiden mußten, die sie von der Außenwelt abschlossen; man denkt, ein Spaziergang da hinauf würde einen guten Appetit zum

Frühstück geben; verluchen Sie es nicht, werther Leser. Das Wunder, das Schneegebirge ist 50 Meilen weit entfernt.

Im Norden der Quellen sind die Crazy Mountains, das Heim der Berg-Schafe, ein prächtiges Ziel einer Excurſion, verbunden mit Jagdabenteuer; die Diſtance iſt 19 Meilen. Wir zogen hinauf und campirten hier Tage lang. Bei der Rückkehr fanden wir die Quellen immer noch jede Minute 150 Gallonen Waſſer von 148 bis 168° Fahrenheit auswerfen, eine genügende Menge, um täglich ein Bad von 30 Gallonen 300000 Perſonen zu verabreichen. Das Waſſer iſt ſehr klar, mouſſirend und äußerſt weich. Ungefähr 100 Schritt vom Haus entfernt iſt ein etwa 100 Fuß im Quadrat angelegtes Schwimmbaſin, ſechs Fuß tief, jedenfalls das größte natürliche Mineralwaſſerſchwimmbad der Welt. Abends ſpielten wir Poker, das im Weſten wie im Olten Amerikas eine beliebte Abendunterhaltung bildet. Ein eventueller Gewinn iſt mit Schwierigkeiten verknüpft, da die „Cowboys“ Itets mit dem geladenen Revolver auf dem Tiſch Karten ſpielen. Wenn dieſe halbwilden Menſchen ſich auch abſolut keiner parlamentariſchen Redensarten im gewöhnlichen Vekehr bedienen, ſo bedienen ſie ſich doch auch keiner parlamentariſchen Lügen. Die Ehrlichkeit ſteht den Leuten auf dem Geſicht geſchrieben, die Wahrheitsliebe gepaart mit der kaltblütigſten Unerſchrockenheit ſind ihre hervorragenden Eigenſchaften. Ihre Juſtiz, die ſie vorläufig höchſt eigenhändig ausüben, iſt manchmal recht komiſch;



so werden sie z. B. einen Mann, der im Streit einen Anderen erschießt, absolut nicht belästigen, steht er aber im Verdacht ein Pferd gestohlen zu haben, so wird er sofort gehangen, und oft stellt es sich nach der näheren Untersuchung heraus, daß er ganz unschuldig war. —

Nach längerem Aufenthalt brachen wir nach dem Yellowstone National Park auf.

Zwanzig Meilen von Springdale entfernt liegt Livingston am Ende des unteren Yellowstone Thales. Eine Zweigbahn bringt uns nach Cinnabar, wo uns Coaches und Omnibusse erwarten für die Reise durch das „Wunderland“. Das Land in seinem ganzen großartigen Eindruck auf den Fremden zu beschreiben, ist auch einer geübteren Feder, als der meinen, vergebliche Mühe, das Bild ist ein zu großartiges, man muß es sehen. In der Nähe des Mammoth Hot Springs Hotel ist eine Cavallerieabtheilung untergebracht, deren alleiniger Dienst darin besteht, die den Park besuchenden Engländer zu verhindern, die Formationen zu zerstören und einige Koffer voll Steine mitzunehmen. Ein Offizier, Captain Boutelle, war zu jener Zeit Superintendent des Parkes. Er stellte uns mehreren Senatoren vor, die von Washington gelandt waren, um über weitere Anlagen im Park zu berathen. Unter Anderen trafen wir W. B. Allison, der später sehr nahe dem Endziel seines politischen Ehrgeizes kam und die Nomination zum Präsidenten erhielt, doch siegte schließlich Mc. Kinley und wurde auch gewählt; ferner Charles B. Reade von Maine, James Pugh von Alabama,

H. N. Dolph von Oregon, E. N. Doherty von Massachusetts, alle Herren, die in der Politik der Vereinigten Staaten eine mehr oder weniger große Rolle gespielt haben. Sehr interessant sind die Geysler — natürliche Fontainen — die in verschiedenen Zeit-Zwischenräumen spielen.

Der Old Faithfull Springt 150' hoch 4 Minuten lang einmal jede 65 Minuten,

Der Grand Springt 250' hoch 25 Minuten lang einmal jede 20 Stunden,

der Castle Springt 150' hoch 25 Minuten lang einmal jede 25 Stunden,

der Bee Hive Springt 200' hoch 8 Minuten lang einmal jede 20 Stunden,

der Giant Springt 250' hoch 90 Minuten lang einmal jedes Jahr,

der Giantess Springt 250' hoch 12 Minuten lang einmal in 14 Tagen.

Die einzige Buffalo-Heerde, die noch in den Vereinigten Staaten existirt, befindet sich im Yellowstone Park, noch etwa 300 Buffalos zählend. Der Park ist etwa 40 Quadratmeilen groß. Fünf gute Hotels sorgen für die Unterkunft der Reisenden. —

Die größten Vermögen in Amerika sind in Eisenbahnbauten und in Minen „gemacht“ worden. Da ich nicht meiner Gesundheit halber nach den Vereinigten Staaten ausgezogen war und Eisenbahnen in genügender Anzahl vorhanden waren, so zog es mich nach den Minen in Colorado. Nach dem Arkansas-Fluß lenkte

ich meine Schritte. Im Jahre 1859 wurde in dem sehr fruchtbaren, etwa 1000 Meilen langen Thal dieses Flusses das erste Gold zu Tage gefördert. Zuerst wurde Gold in bescheidenen Quantitäten im Bett des Arkanlas gefunden. In dem Thale eines kleinen Nebenflusses wurden bald bedeutende Funde gemacht, und taufte man die Mine California-Gulch. Während der drei folgenden Jahre verdiente die kleine Schaar „Prospectors“ etwa sieben Millionen Dollars. In 1863 war die Sahne so ziemlich abgeschöpft und die größere Anzahl der Goldgräber nahm an der großen Jagd nach neuentdeckten Goldminen in Montana Theil. Andere zogen über die Berge nach Farryall und Breckenridge, wo die Goldbergwerke noch viel abwarfen. Einige Wenige packten ihren Goldstaub ein und gingen als reiche Leute nach civilisirten Gegenden zurück, während der Rest sich in der Nähe des Postgebäudes von Oro City anbaute. 14 Jahre lang hörte man fast nichts von California Gulch. Ein paar tausend Dollar werth Goldstaub kam jedes Jahr von seinen verlassenem Bergwerken und ein unternehmungslustiger Mann von Detroit verausgabte eine sehr bedeutende Summe für einen Canal vom Arkanlas-Fluß, der, wenn ausgebaut, genug Wasser herbeiführen sollte, um das Goldwaschen in großem Maaßstabe zu ermöglichen. Diejenigen, welche bei diesem Unternehmen betheiligt waren, hatten große Hoffnungen auf den Canal gesetzt, wurden aber stark enttäuscht, denn gerade als der neue Wasserweg eben fertig gestellt war, hörte man, daß „carbonates“ im

Gebirge gefunden seien. Sehr wenige Leute in Colorado wußten, was „carbonates“ waren; aber in dem Wort war eine Anziehungskraft, deren Folge eine völlige Auswanderung nach dem gelobten Lande war. Man kann sich die Einzelheiten dieses Glückszuges ausmalen, wenn man bedenkt, daß die nächste Eisenbahn 70 Meilen weit entfernt lag, und die Gipfel der Sierra Madres über 14000 Fuß hoch sind. Ueber den östlichen Theil zwischen Mount Sheridan und den Buffalo Peaks über einem hohen Gebirgssattel war ein schlechter Gebirgsweg vorhanden. Dieser wurde Welton-Paß genannt, nach dem abenteuerlichen Pionier, der der erste Anhänger des Thales war. Auf diesem Wege, dessen höchster Punkt eine Höhe von 12000 Fuß erreichte, stürzte Alles von allen Theilen Colorados und den Vereinigten Staaten zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen nach dem neuentdeckten Eldorado. Sie kamen zu Hunderten, bis die Bevölkerung des kleinen Thales 21000 zählte. Fünf- bis sechstausend Maulthiere und Pferde waren permanent an der Arbeit, sie zogen die langen Wagenzüge, die auf dem Hinwege mit Proviant und auf dem Rückwege mit Gold beladen waren. Im Winter war eine Reise mit einem Zug nach dem Nordpol zu vergleichen. Ich habe am Wege nahe des höchsten Punktes acht kräftige Maulthiere liegen sehen, die während einer bitter kalten Nacht auf dem Platze erfroren, wo sie campirten. Wenige der Kalttiere erfreuten sich des Luxus, eines natürlichen Todes zu sterben.

Ein anderer Weg führte über den Mosquito-Paß;

diesen konnte man aber nur einen Fußweg nennen, er endete etwa 4 Meilen östlich der Stadt Leadville. Wie verschieden sind heute die Reisebequemlichkeiten nach Leadville; man hat die Wahl zwischen drei Eisenbahnen, von denen zwei elegante Pullman Schlafwagen bis in das Innere der Stadt laufen lassen! Diese Eisenbahnen expediren aus dem „Carbonate“-Lager täglich 100 Wagenladungen Gold, in Büllion oder Quartz neben einem bedeutenden Passagierverkehr. Die Minen, welche diese Gegend so berühmt gemacht haben, liegen alle in den Ausläufern der Mosquito-Range, sie beginnen direct an der Lisiere der Stadt Leadville. 4 Meilen nach Osten und 4 Meilen nach Westen erstrecken sich die werthvollsten Minen. Innerhalb dieser Grenzen sind bis jetzt über 160 Millionen Dollar Silber, Gold und Blei gewonnen, und man kann mit Sicherheit angeben, daß bis jetzt nur der zwanzigste Theil des ganzen Werthes zu Tage gefördert worden ist. Die Vereinigte Staaten-Vermessung unter Führung von S. F. Emmons war das Resultat eines systematischen Studiums dieses Distrikts. Der Plan von Emmons ist die Bibel des Bergmanns in Leadville. Noch nie hat die Regierung der Vereinigten Staaten Gelder vernünftiger verausgabt, als durch dieses Werk; viele Hunderttausende sind den Prospektors erspart worden.

Leadville wird niemals ein schöner Aufenthaltort werden, es giebt jedoch noch weniger anziehende Plätze auf der Welt. Auf dem Eckstein des Stadthauses ist die Höhe Leadvilles über der See eingemeißelt —

10250 Fuß. Die Stadt hat alle modernen Einrichtungen, Abzugskanäle, Wasserleitung, Gas, electricisches Licht und ein vorzügliches Telephon-Sytem. Das Klima ist neun Monate Winter und drei Monate Spätherbst. Leadville giebt der Welt jeden Tag 50000 Dollar Werth an Silber, Gold und Blei.

Für die Befriedigung der Lebensgenüsse ist nach allen Seiten gesorgt. Hier herrschen keine Accise- und Sonntagsgesetze; Spirituosen und Bier fließen an allen Tagen, vorzüglich Sonntagen in Strömen. Die fabelhaften Summen, die ausgegeben, vergeudet, verzehrt, verspielt werden, lassen sich nicht einmal annähernd bestimmen. Unter solchen Verhältnissen mangelt es hier nicht an problematischen Naturen, urwüchigen Gestalten, wild romantischen Situationen und Begebnissen. — Von hier aus machte ich, sobald ich mein Schäfchen im Trocknen hatte, mit Lieutenant Hall von der 2. Vereinigten Staaten-Cavallerie eine Jagd- und Fischexpedition bis nach der Indianer-Reservation am Coeur d'Alene See. Auf diesem Zuge hatte ich Gelegenheit, den Ureinwohner Amerikas, den Indianer, näher kennen zu lernen; ebenso die Rohheit der Weißen, mit der man denselben verfolgt, um ihm den Rest seiner Jagd- und Fischgründe abzunehmen. Die Indianer sind praktisch dem Untergang geweiht, und niemand weiß es besser, als sie selbst. Wenn die Indianerfrage im Senat in Washington aufkommt, so sind die sich daran knüpfenden Debatten meistens sehr heftig, denn die Interessen der Senatoren, geschäftliche oder politische,

sind gefährdet. Niemand beleuchtet im Congreß die wahre Sachlage, Niemand nimmt sich des Indianers an, Niemand kümmert sich darum, was aus den Rothhäuten wird. Die einzigen Männer, die die Situation verstehen, sind die aktiven amerikanischen Officiere, die Jahre lang in den westlichen gegen die Indianer errichteten Forts Dienst gethan haben und ausgeschickt wurden, die Indianer zu bekämpfen oder zu beruhigen; ihr Mund ist versiegelt, sie haben Befehl zu Schweigen. Kein patriotisches oder menschliches Interesse scheint die westlichen Volksvertreter zu veranlassen, in Washington für den rothen Mann zu sprechen. Man darf nicht vergessen, diese Politiker sind von den Weißen erwählt, deren Interesse diametral dem der Indianer entgegen ist. Den Sioux-Indianern z. B. wurde eine Reservation im Yellowstone Thal angewiesen, nachdem die Regierung ihnen die enormen ihnen zugehörigen Ländereien abgenommen hatte, und zwar unter militärischer Controle. In kurzer Zeit hatten sie große Heerden Vieh und Pferde herangezogen, sie bearbeiteten den Boden und waren auf dem besten Weg, sich selbst zu ernähren. Wenige Jahre später bekamen sie Befehl, nach den südlichen „Agencies“ abzuziehen. Obgleich sie die Regierung in Washington beschwörten, sie da zu lassen, wo ihre Ernte bald reif sei, und wo ihr Vieh im Gebirge graste, wurden sie auf fünf große Dampfer geladen, den Fluß hinunter gefahren und dem Departement in Standing Rock übergeben, wo keine Heuschrecke existiren kann. Warum diese große Ungerechtigkeit?

In früheren Tagen wünschte David seines Nachbarn Weinberg, und da er allmächtig war, hatte er denselben bald in seinem Besitz. Der weiße Mann wünschte das Yellowstone Thal und der Indianer mußte abziehen. Hat ein Mitglied des Congresses oder ein Senator der Vereinigten Staaten seine Stimme erhoben, um gegen diesen Diebstahl zu protestiren? Dies ist absolut kein vereinzelter Fall. Verträge über Verträge sind abgeschlossen worden, nur um gebrochen zu werden, und zwar stets durch den weißen Amerikaner. Durch einen Vertrag in Fort Laramie erklärten sich die Sioux-Indianer und noch sieben andere Stämme gegen Bezahlung für bereit, nördlich des „Platte“ zu verbleiben, wohingegen die weiße Bevölkerung versprach, dies Territorium nicht zu betreten. Auswanderer gingen aber sehr bald über die Grenze der Reservation. Sie bearbeiteten Land, das den Indianern gehörte, bauten sogar Eisenbahnen quer durch die Reservation, und setzten es bei derselben Regierung durch, daß eine militärische Station errichtet wurde. Die Indianer wußten, daß ihnen Unrecht geschah und warteten nur auf die richtige Zeit, um sich zu rächen. Weitere Verträge folgten, die dem ganzen Sioux-Stamm die Reservation von Dakota überließen, einschließlich des Distriktes „Big Horn“ als Jagdgründe. Sobald aber Gold in den „Black Hills“ gefunden wurde, entstand eine allgemeine Völkerwanderung von Tausenden nach dem Besitz der Indianer, Verträge oder keine Verträge. Es ist nicht zu verwundern, daß die Sioux-Indianer unter



Gall und Sitting Bull einen Hufstand machten, der mit der Niedermetzlung von General Culter und seinen sämmtlichen Mannschaften endete. Der allgemeinen Forderung nach Rache Folge leistend, nahm der Congreß die verträgmäßig festgesetzten Rationen den Sioux ab, bis daß sie auf ihren Besitz in den Black Hills Verzicht leisteten. Die Indianer gaben allen Forderungen der Regierung nach gegen weitere Verabreichung ihrer Rationen und Hushändigung landwirthschaftlicher Geräthe. Dieser Vertrag stipulirte namentlich, daß sich die Sioux-Indianer selbst ernähren müßten, sobald sie auf culturfähigem Boden anfällig wären. Jrgend Jemandem, der die große Sioux-Reservation besucht hat, muß dieser Vertrag ironisch erscheinen, da es hier nämlich keinen culturfähigen Boden giebt. Der einzige Grund, warum man den Indianern dies Land anwies war der, daß kein Weißer unter irgend welchen Umständen dort etwas verdienen konnte. Später nahm die Regierung noch einmal demselben Stamm die Hälfte ihres Besitzes (über 11 Millionen Acker) ab und die sogenannte „Messiah craze“ war die Folge mit ihren Tänzen und Fanatismus. Armuth, Hunger, Kälte und Unterdrückung thaten viel dazu, die Hoffnung der Indianer zu verstärken, daß der Tag nahe sei, an dem ein starker Vertheidiger ihrer Interessen auferstehen würde, um sie aus ihrem Elend zu befreien. Die brutale Abschachtung von E. W. Caley, eines Veters meiner Frau, der die Indianer-Cavallerie commandirte, war eine der Folgen dieser erneuten Ungerechtigkeit

der amerikanischen Regierung. Dieser Officier nahm ca. sechzig junge Indianer von dem Chayenne-Stamm und machte aus armen, halb verhungerten, faulen, directionslosen Wilden eine der besten Escadrons der regulären Armee. Er bewies ohne Zweifel, daß es möglich ist, etwas mit dem Indianer anzufangen. Er baute mit ihnen ihre eigene Caserne, holte das Holz hierzu mit seinen Indianern aus den weitentfernten Wäldern und flößte dasselbe bis nach Fort Keogh. Er lehrte ihnen Bäume pflanzen und einen Garten anlegen. Sie putzen und füttern ihre Pferde, halten die Caserne und Ställe in tadellos reinlichem Zustand, ihre Uniform und Ausrüstung fleckenlos, und erledigen sich aller Arbeit, die von ihnen verlangt wird, mit einer Gewissenhaftigkeit, die irgend einem Soldat Ehre machen würde.

England hat 124000 eingeborene Soldaten in Indien, von denen 68000 als absolut zuverlässig, gehorsam und unter allen Umständen als treu und bereit erachtet werden, die Kaiserliche Regierung in irgend einer Krisis zu unterstützen. In den Vereinigten Staaten fordert man die Indianer durch Mißwirthschaft zum Kampf heraus, und zieht es vor, sie abzuschießen. Mit den Modoc-Indianern verfolgte man dieselbe Taktik und die Abchlachtung einer ganzen Friedens-Commission war die Folge. An der Grenze zwischen Oregon und Californien am Lost River hatte Captain Jack mit seiner Handvoll desperaten Modocs einen letzten Zufluchtsort gefunden. Hier kämpften sie den

letzten Kampf, der Modoc zu einem Worte machte, das in jener Gegend als Synonym der Tapferkeit und Verrätherei eines Wilden anerkannt ist.

Die Ursachen dieses Kampfes: Falsche und ungerechte Behandlung der Modocs durch die Regierung, die Folge davon Abchlachtung einiger unschuldiger Auswanderer, allgemeiner Kampf und Abschießen vieler Modocs durch die Weißen, Verträge des Gouvernements, die nie gehalten wurden; was den Indianern versprochen, wurde von den Politikern gestohlen, ehe es an die richtige Adresse gelangen konnte. Es ist eine zu lange und immer dieselbe Geschichte von amerikanischer Mißwirthschaft. Es mag genügen, daß zwei Drittel des Modoc-Stammes ruhig auf der Klamath-Reservation lebten unter der Führung ihres Häuptlings Schonchin, während ein kleiner Theil, etwa 150 Männer, squaws und Kinder, an den Ufern des Lost Flusses ein Lager bezogen hatten. Ihr junger Führer war Kient-poos, der bei den Weißen unter dem Titel Captain Jack sehr wohl bekannt war. Diese Abtheilung hatte die Reservation verlassen, und Captain James Jackson mit Escadron B. I. United States Cavalry, wurde nach ihrem Lager abgelandt mit dem Befehl, sie zurückzubringen. Der Versuch, Jack gefangen zu nehmen, ohne sich auf Verhandlungen einzulassen, endete mit einem Kampf, der den Tod mehrerer Leute auf beiden Seiten zur Folge hatte. Die Indianer bewerkstelligten ihre Flucht nach den in der Nähe gelegenen Felsenhöhlen. Die Farmer am Lost

River waren nicht benachrichtigt worden, daß Jack sich mit seinem Anhang auf dem Kriegsfuß befand, sie waren daher nicht auf den Streifzug vorbereitet, den Jack direkt nach dem Kampf unternahm. Vierzehn Weiße wurden Ikalpirt, ehe Hülfe anlangte. Von jedem Fort an der Pacific-Küste wurden Truppen bis zur Höhe von 800 Mann zusammengezogen und die natürliche Burg der Indianer wurde umstellt, um eine Flucht auszuschließen. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, die Indianer aus ihrer Feste zu vertreiben, wurde Befehl gegeben, von allen Seiten auf dieselben einzudringen. Auch dieser Versuch mißlang und wurde nicht erneuert, da die Regierung eine Friedenscommission ernannt hatte, die mit den Modocs verhandeln sollte. Die Mitglieder dieser Commission waren H. B. Meacham, Jesse Applegate und Samuel Chale, Alle vom Indianer-Department in Oregon. Diesen wurde H. M. Rosborough, Elijah Steele und John H. Fairchild, ein Viehhändler, zugeteilt, auf den besonderen Wunsch von Jack. Er hatte diese Leute seit längerer Zeit gekannt und setzte Vertrauen in ihr Rechtlichkeitsgefühl. General Canby erschien in Person im Hauptquartier der Truppen. Obgleich Steele und Fairchild nicht reguläre Mitglieder der Commission waren, boten sie alle ihre Kräfte auf, um eine Veröhnung herbeizuführen. Sie gingen mutterseelenallein zu den Indianern und vertrauten lediglich auf Jacks freundschaftliche Beziehungen zu ihnen und arrangirten verschiedene Zusammenkünfte, welche die Modocs aber niemals besuchten und hin-

fällige Gründe als Entschuldigung vorbrachten. Schließlich kamen Fairchild und Andere, die am Besten mit den Modocs bekannt waren, zu der Ueberzeugung, daß die Indianer beabsichtigten, Verrath zu üben und daß es gefahrvoll sei, sich ihnen noch einmal zu nähern. Nichtsdestoweniger unternahm es Steele noch einmal im Interesse des Friedens, die Indianer aufzusuchen; er dachte, daß wenn irgend ein weißer Mann unter den Modocs sicher sei, wäre er der Mann. Mit ihm ging H. W. Atwell, ein Zeitungscorrespondent, der auf die Sicherheit Steeles und daher auf seine eigene vertraute. Es war schon dunkel, als die Beiden den einsamen Gebirgspfad herabkamen und von den Pferden abstiegen. Alle Indianer waren in einer Höhle versammelt und hielten eine stürmische Berathung ab. Sie waren in zwei Abtheilungen verschiedener Ansicht getheilt. Jack und einige Andere waren für Frieden, aber die Majorität verlangte Rache. An der Spitze der Letzteren stand John Schonchin, der einer der beiden Ueberlebenden war von einer Abtheilung Modocs, die vor 20 Jahren von einer Compagnie Weißen abgeschlachtet wurden unter der Führung von Ben Wright. Er hatte diese langen Jahre auf Rache gewartet und dachte jetzt nicht daran, eine günstige Gelegenheit zu versäumen. Die Berathung drehte sich sofort um die Frage, ob die beiden eben Angekommenen erschossen werden sollten oder nicht. Die Krieger saßen stillschweigend um das Feuer, einige squaws saßen außerhalb des Cirkels und nicht ein Auge blickte auf, noch

drehte sich ein Kopf, als die Beiden eintraten. Gruffey befahl einem der squaws, ein Stück Holz auf das Feuer zu werfen, so daß er Licht bekam, um die Gesichter um sich herum beobachten zu können, Steele setzte sich mit seinem Begleiter in den Cirkel der Krieger. Als die Flamme nach der Oeffnung oben empor schoß und einen Schein auf die Versammlung in der Höhle warf, sah er ein, daß er sich zwischen Bestien befand. Eine lange Zeit lang sprach Niemand, alle saßen, ihre Augen auf den steinernen Boden geheftet. Schließlich begann Steele zu sprechen. Er sagte, es berührte ihn traurig, daß er denken müßte, seine Modoc-Freunde thäten nicht, was sie versprochen hätten; daß er den Präsidenten in Washington (the great chief) benachrichtigt hätte, die Modocs wollten aus den Gebirgshöhlen herauskommen und jetzt müßte ihm der Präsident sagen, er habe ihm Lügen mitgetheilt; daß er ein lebenslanger Freund der Modocs sei, und um einen weiteren Kampf zu verhindern, sei er noch einmal zu ihnen gekommen und bitte sie, ihr Versprechen zu halten. John Schonchin sprang jetzt empor und antwortete in gereiztem Ton, Steele rede doppelzünftig und gäbe vor, ein Freund der Modocs zu sein, nur um zu helfen, sie aus ihrem Besitz zu treiben. Seine Worte wurden von der Majorität applaudirt. Dann sprach Jack für den Frieden und wurde ausgezifcht. Bogus Charley krönte ihn mit der Haube einer squaw, nannte ihn eine Memme und einen Feigling, während die Anderen ihren Häuptling der Furcht vor den Weißen beschuldigten.

Steele sprach wieder; ihm folgte Schonchin, ein Wortgefecht entstand. Die Reden wurden im Chinook jargon gehalten, der allgemeinen Sprache, in der sich die Weißen mit den Indianern verständigen. Steele war aber auch familiär mit der Modoc-Sprache und verstand, was sie unter einander besprachen. Leben oder Tod war der Gegenstand ihrer Unterhaltung, einige waren dafür, die Beiden sofort zu skalpiren, die Anderen riethen Aufschub in der Hoffnung, daß es ihnen gelingen würde, eine größere Anzahl in ihre Macht zu bekommen. Schließlich entschieden sich die Modocs dahin, daß Steele versprechen sollte, den General Canby und Gillem sowie die Vereinigten Staaten-Commissäre zu ihnen zu führen. Dieser Vorschlag wurde von Steele angenommen. Der Empfang der Beiden im Militärlager war ein fröhlicher. Steele berichtete von seinem Versprechen, das er nur gemacht hätte, um sein Leben zu retten und bat alle Anderen inständig, sich nie in die Macht dieser Indianer zu begeben. Er erklärte, daß er niemals sein Leben wieder in die Gefahr bringen würde, indem er den Modocs nahe käme, noch dürfte dies Niemand auf seinen Rath oder Gefahr thun. Fairchild stimmte völlig mit ihm überein. Meacham rieth der Regierung in Washington, eine andere Commission zu bestimmen, einen Rath, den er bitter bereuen sollte.

Eine neue Commission wurde ernannt, H. B. Meacham als Vorsitzenden, L. S. Dyar, General Canby, der Pfarrer E. Thomas und der Richter Kosborough

als Mitglieder. Nach langen Unterhandlungen wurde es schließlich vereinbart, daß diese fünf Abgeandten fünf Modocs treffen sollten — Keiner von Allen dürfe sich bewaffnen — in einem Zelt, das in der Mitte zwischen den beiden Lagern errichtet werden sollte. Die Art und Weise, wie sich die Indianer benommen hatten, zwangen Fairchild und Andere, die den Charakter der Modocs kannten, den Commissären abzurathen, sich an der Conferenz zu betheiligen; aber General Canby, der eine Seele von Ehrenhaftigkeit und Soldatenstolz war, erklärte, er würde gehen, wenn er selbst wüßte, daß er in den Tod ging. Pfarrer Thomas ließ sich nicht überzeugen, daß ein menschliches Wesen solcher Verrätherei fähig sei. Er betonte sein Zutrauen zu Bogus Charley, der oft zu ihm gekommen sei und sich für bekehrt erklärt hätte. Erst Abends vorher hätte er ihm einen neuen Anzug geschenkt und denselben Anzug hatte Bogus Charley an, als er den Pfarrer im Zelt traf; und gerade dieser war dazu ausgewählt worden, ihn zu ermorden. Meacham und Dyar schämten sich zurückzubleiben und die Anderen allein gehen zu lassen, so gingen sie auch, waren aber so vorsichtig, Revolver in ihre Taschen zu stecken. Kosborough hatte in seinem Gerichtssaal zu thun; Oberst Gillem, glaubten die Modocs, würde der fünfte Mann sein, aber Canby gab ihm Befehl, das Commando zu übernehmen und in einem unvorhergesehenen Fall zu handeln. Außer den oben Genannten gingen Frank Kiddle, ein Weißer, und seine Modoc-Frau, Coby, als



Dolmetscher mit. Ehe sie aufbrachen, versuchte Meacham ein Versprechen von Canby zu erhalten, daß, falls sie die Indianer bewaffnet fänden und sie es verlangten, sollten die Soldaten entfernt werden, damit ein Massacre ausgeschlossen sei; aber der tapfere alte Soldat preßte einen Augenblick seine Lippen zusammen und sagte dann: „Nein, ich werde niemals ein Versprechen geben, das ich nicht zu halten gedenke.“ So zogen sie früh Morgens nach dem zur Verhandlung bestimmten Zelt ab. Der Abend vorher war ein stürmischer im Modoc-Lager. Beide Parteien verhandelten die Frage für und gegen Ermordung der Commissäre hartnäckig. Jack sprach für Frieden, aber die größere Anzahl begünstigte John Schonchin und seine Ansicht, man müsse endlich Rache für den Ben Wright Massenmord nehmen. Außerdem dachte man, daß nach dem Code ihrer Führer die Soldaten entmuthigt würden und abzögen, und der Kampf sei dann vorbei. Jack wurde wieder ein Feigling und eine Iquaw genannt, der seinen eigenen Gesetzen nicht gerecht würde. Vor kurzer Zeit erst hätte er bestimmt, daß die Majorität bestimmte, und jetzt wurde er aufgefordert, sein Gesetz zu halten. Schließlich gab er schweren Herzens nach; denn er war nicht so blind wie die anderen Indianer, er sah, daß die Folge dieser Verrätherei, die man so eifrig war, zu begehen, der Untergang des ganzen Stammes bedeuten könne. Es wurde bestimmt, daß sechs von dem Stamm zum Zelt gehen sollten, mit Revolver bewaffnet, während noch zwei Andere mit einigen geladenen Büchsen sich

in der nächsten Nähe versteckt halten sollten. Es war noch früh am Morgen, als die sechs Modocs das Zelt erreichten und nachdem sie ein Lagerfeuer angezündet, legten sie sich auf der Prairie nieder und erwarteten die Ankunft ihrer Opfer. Watch-in-Cate und Slo-lux, mit den Extrabüchsen waren schon in ihrem Versteck hinter einigen Felsen in der Nähe. Jack bat noch einmal, das blutige Programm zu ändern, und gerade, als er ihnen den Untergang des ganzen Stammes prophezeite, kamen Canby und Thomas an. Nachdem Canby mit allen die Hände geschüttelt hatte, offerirte er Jedem eine Cigarre und Alle setzten sich nieder und rauchten, ohne ein Wort zu sprechen. Die Anderen langten auch bald an und nach herzlicher Begrüßung ließen auch sie sich in dem Cirkel nieder. Es wurde Jedem klar, selbst dem vertrauensseligen Pfarrer, daß es die Modocs nicht ehrlich meinten und daß die Gefahr eine sehr große sei. Unter den Röcken konnte man die Revolver sehen, die die Indianer mitgebracht hatten, obwohl sie unbewaffnet zu kommen versprochen. Es bot sich keine Gelegenheit, sich zurückzuziehen. Canby und Thomas saßen auf zwei Felsstücken, während die Anderen in geringer Entfernung von ihren Pferden, welche sie nicht anbanden, stehen blieben. Eine allgemeine Mißtrauensstimmung schien auf Allen zu liegen. Meacham sprach zuerst, er sagte ihnen in einfachen Worten, die Commissäre hätten der Einladung Folge geleitet, um zu hören, was die Indianer zu sagen hätten. Jacks Antwort war ebenfalls kurz. Er sagte,

die Modocs wären des Kampfes müde, die Squaws und Kinder fürchteten die Soldaten. Wenn die Soldaten abzögen, dann würden sie Frieden schließen. Hierauf erwiderte Meacham: „General Canby hat den Befehl über die Soldaten; er kann dieselben ohne Befehl des Präsidenten nicht zurückziehen.“ Während diese kurze Unterhaltung vor sich ging, nahm einer der Indianer die Zügel vom Halbe des Meacham gehörigen Pferdes und befestigte sie an einem Busch, wie Jeder lehen konnte, mit der Absicht, den Besitzer des Pferdes an schnellem Entkommen zu hindern. Riddle und Dyar nahmen so ruhig als möglich eine Stellung neben ihren Pferden ein und thaten so, als ob sie etwas am Sattel zu ordnen hätten, mit der Absicht, die Pferde als Schutz zu benutzen, im Falle sie gezwungen wären, für ihr Leben zu laufen. Dies allein rettete diese Beiden.

Meacham beschwor Canby zu versprechen, mit den Soldaten abzuziehen, aber der tapfere General weigerte sich. Langsam stand er auf und stand ruhig in der Mitte der Indianer, das ideale Bild eines unnachgeblichen Soldaten, als er sagte: „Toby sage den Leuten, daß der Präsident die Soldaten hierhergesandt hat, um sowohl die Indianer, als auch die Weißen zu schützen. Sie ziehen nicht ab ohne den Befehl des Präsidenten.“ Während diese Worte ausgesprochen wurden, saß Jack sprachlos und unentschlossen. Er schien es zu hassen, das Signal für die blutige Arbeit zu geben. Seine Begleiter wurden unruhig und sahen ihn mißtrauisch

an. Schließlich erhob er sich und ging langsam vom Feuer weg, als Schonchin aufsprang und schrie: „Nehmt die Soldaten weg oder hört auf zu sprechen. Ich bin müde, weiter zu reden. Ich spreche kein Wort mehr.“ In demselben Moment zog Jack einen Revolver unter dem Rock hervor, zielte nach Canbys Kopf und rief: „Ha-tuk“, nach der Modoc-Sprache „Alles fertig.“ Ein Kampfgeschrei war die Antwort auf das Signal, und die Indianer warfen sich auf die für sie vorher bestimmten Opfer, die zwei im Versteck liefen mit den Büchsen so schnell sie konnten nach dem Kampfplatz. Jacks Revolver begrub eine Kugel in den Kopf des tapferen Generals, der wenige Schritte ging und zusammenbrach. Sein Verfolger bohrte sein Messer in Canbys Hals. In diesem Moment erreichten Watch-in-tate und Slo-lux mit ihren Büchsen den General und schossen ihn durch das Gehirn. Die Mörder zogen dann ihr Opfer völlig aus und ließen den Körper auf der Prairie liegen.

Sobald Bogus Charley das Signal hörte, schoß er in demselben Augenblick den Pfarrer Thomas durch die Brust. Der Verwundete fiel vornüber auf sein Gesicht und kam wieder auf die Füße; er bat, nicht mehr zu schießen, da er bald sterben würde. Sobald er sich erhob, stießen sie ihn nieder und amüßten sich über seine Anstrengungen und verlachten ihn wegen seiner Religion, die zu glauben sie ihn vorgemacht hätten.

Meacham wurde nicht so leicht von Schonchin und Shaknasty, seine delegirten Mörder, überwältigt.

Als er Jacks Signal hörte und diesen einen Revolver auf Conby abfeuern sah, zog Meacham seinen Revolver und hielt denselben auf Schonchins Brust; die Patrone ging nicht los und sein Finger drückte vergebens auf den Drücker. Im nächsten Augenblick hatte Meacham eine Kugel in der rechten Schulter. Er machte Kehrt und floh, Schonchin verfolgte ihn und schoß im Laufen hinter ihm her. Er warf den leeren Revolver weg und zog einen anderen. Eben, als Meacham über einen Felsen sprang, erhielt er eine zweite Kugel. Obgleich schwer verwundet, schoß er noch einmal nach seinen Verfolgern und brachte Schonchin zu Fall, ehe mehrere Kugeln ihren Weg in seinen Körper fanden und ihn tödteten. Sobald das Kampfgeschrei ausbrach, begannen Riddle und Dyar das Rennen für ihr Leben und hielten ihre Pferde zwischen sich und den Indianern. Auf diese Weise entkamen sie nach dem Lager. Die Indianer zogen sich in ihre Felle zurück, beladen mit den Gegenständen, die sie ihren Opfern abgenommen hatten.

Jetzt wurden die Indianer von allen Seiten angegriffen, und nach heißen Kämpfen wurden alle gefangen genommen. Ein Kriegsgericht verurtheilte Watch-in-tate und Slo-lux zu lebenslänglichem Gefängniß in Alcatraz, während die anderen vier, Jack, Schonchin, Bolton Charley und Black Jim in Fort Klamath in Gegenwart von 200 Soldaten, 150 Bürgern und 300 Klamaths und Modoc-Indianern erschossen wurden.

Bogus Charley und Schaknalty erhielten ihre Freiheit, weil sie die Anderen verrathen hatten. Die Mißwirthschaft der Vereinigten Staaten aber ist unfablich. Würde die amerikanische Regierung ihre Blicke vorurtheilsfrei auf die Geschichte europäischer Völker und Länder richten und deren staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen gründlich prüfen, sie würde im Vergleiche bald erkennen müssen, daß sie in vielem, sehr vielem, noch weit zurücksteht, und daß sie es in der Hand hat, civilisirte Zustände herbeizuführen. Das aber wird vermittelt Luftgebilden, wie sie aus Phantasie und Sternguckerei sich zusammensetzen, nicht geschehen. Bücher, die sich mit märchenhafter Schilderung späterer Zeiten abgeben, haben keinen Werth, während ein einziges Donnerwort, daß ein auf dem Boden der Gegenwart stehender Kämpfer den Heuchlern, Schurken und Gelinnungslumpen entgegenschleudert, einen unberechenbaren Segen herbeiführen kann.





## Deutschenhetze in Amerika — Die Polizei Chicagos — Des Mordes angeklagt und freigesprochen —



Nach kurzem Aufenthalt in St. Francisco und Monterey reiste ich nach Deutschland, um meine Officierschulden zu begleichen. Nach halbjährigem Aufenthalt kehrte ich nach Chicago zurück und habe hier mit kurzen Unterbrechungen zehn Jahre gewohnt.

Daß unter dem großen amerikanischen Publikum — ich meine damit das im Lande geborene und in amerikanischen Schulen herangebildete — eine geradezu haarträubende Unwissenheit über den Antheil herrscht, welchen die Deutschen an der Besiedelung, an dem Aufbau und an der Gestaltung der Vereinigten Staaten haben, wird wahrscheinlich nur sehr Wenigen etwas Neues sein. Die meisten eingeborenen Amerikaner wissen gar nicht, und stellen sich hochverwundert an, wenn man es ihnen erzählt, daß Deutsche mit zu den

ersten Anfiedlern des Staates Pennsylvania gehörten und an der ersten Besiedelung von New York, Virginia, North-Carolina und Georgia einen großen Antheil gehabt haben, sowie daß deutsche Heerführer, wie v. Steuben und de Kalb, in erheblicher Weise zu dem endlichen Erfolge des Unabhängigkeitskrieges beigetragen haben. Sie wissen nur das Gegentheil — daß die bösen Helsen herübergelant wurden, die junge amerikanische sogenannte Freiheit zu vernichten.

Daß dem so ist, darf Niemandem Wunder nehmen, der die amerikanischen Geschichtsbücher und die in den öffentlichen Schulen gebrauchten Leitfaden vornimmt. In den meisten in den öffentlichen Schulen des ganzen Landes verwendeten Geschichtsleitfaden werden die Deutschen todtgeschwiegen. Von der Gründung von Germantown, von dem Antheil der Deutschen an dem Revolutionskriege ist ebenso wenig in der anfänglichen Geschichte des Landes die Rede, wie in der Späteren von ihrem Antheil am Bürgerkriege und ihrem Einfluß auf Kunst und Wissenschaft. In den öffentlichen Schulen sind die Schulbücher der Inbegriff aller Weisheit. Wer ihren Inhalt auswendig kann, weiß, nach amerikanischer Anschauung, Alles, was er oder sie überhaupt zu wissen braucht. Was nicht darin steht, ist des Wissens nicht werth. Und da die Schüler oder Schülerinnen von heute, die Lehrer und Lehrerinnen von morgen sind, sintemalen sie gleich von der Hochschule mit den dort gesammelten Hochschulen (Un) Kenntnissen ins Lehramt zu springen pflegen, so pflanzt



lich die Unwissenheit mit ungeheurer Geschwindigkeit weiter, und solche Beispiele barbarischer Unkenntniß über das Deutschthum in Amerika, wie sie die Redakteure der in Chicago erscheinenden englischen Zeitungen darbieten, werden zur Möglichkeit. Die Verdienste der Deutschen werden womöglich der Vergessenheit übergeben. Dies trat deutlich bei den Festreden zu Tage, welche zur hundertjährigen Feier des Jahrestages der Einsetzung der Bundesregierung gehalten wurden, ganz besonders in der des berufenen Festredners in New York, Channcey M. Depew. Hatte er die Geschichte seines Bundes gänzlich vergessen? Hatte er nichts von Steuben gehört, dem Organisator der Freiheitsarmee, und von Friedrich dem Großen, dem aufrichtigsten Freunde der amerikanischen Unabhängigkeit unter den europäischen Fürsten? Hatte er den Antheil vergessen, den die Amerikaner deutscher Abtammung an dem Roden der Urwälder und dem Befiedeln der Prairien, an dem großen Culturwerke genommen, welches die Vereinigten Staaten zu dem gemacht, was sie sind?

Die Deutschen im Allgemeinen mit ihren hausbackenen Tugenden sind unter einem gewissen, gern vornehm thueden Elemente der Amerikaner niemals populär gewesen. „Hugenotten“ und „Knickerbocker“ klingt poetischer als die „Dutchmen“, welche manche Amerikaner stets nur an Sauerkraut, Limburgerkäse und Lagerbier zu erinnern scheinen. Die Deutschen sollten selber daran erinnern, daß sie da waren und

da sind. Leider thun sie das nicht zur Genüge, sonst wäre wenigstens ein großer Theil der politischen Machtstellungen in deutschen Händen. Die Polizei ist die amerikanische Mafia, man braucht nicht nach Sicilien zu gehen, man kann in der Chicagoer Polizei Beispiele finden von bestochenen Uniformträgern, die keine Secunde zaudern, falsche Eide zu leisten, Einbruch oder Mord zu verüben, oder Zeitungen mit ihrem Einfluß oder Raub zu beeinflussen und Verleumdungen als Waffen benutzen, bis die allgemeine Gerechtigkeit selbst ein blaues Auge bekommt. Manchmal allerdings stellen sich die Polizisten nur selbst als Meineidige an den Pranger und dringen mit ihren teuflischen Schlechtigkeiten nicht durch, selbst wenn sie von ihrem Meister in der Rechtsverdreherei, Inspektor Shea, angeführt werden.

Hiermit komme ich zu dem letzten Abschnitt meines Aufenthalt in Amerika. Ich wurde seiner Zeit von den englisch-amerikanischen Zeitungen und leider auch von einigen Zeitungen in Deutschland in meinem Proceß, indem ich des Mordes angeklagt war, derartig ungerecht und wider besseres Wissen in einzelnen Fällen mit solchen lügenhaften Berichten dem Publikum vorgestellt, daß ich glaube, berechtigt zu sein, den wahren Chatbestand wiedergeben zu dürfen, zumal ich seiner Zeit damit genügend Beschäftigung fand, meinen Proceß vor Allem zu gewinnen, um nicht aufgehängt zu werden. —

Während einer meiner Geschäftsreisen nach London

und Amsterdam, wo ich amerikanische Bonds zu placiren suchte, Schmiedete man in Chicago ein Complot gegen mich und meinen Geschäftstheilhaber. Ich wurde per Kabel zurückgerufen und fand meinen Rechtsanwalt in Processen mit einigen der größten Gauner Chicagos verwickelt. Während der Regelung dieser Angelegenheiten wurde ich mit Charles Mc. Donald bekannt, der damals Geschäftsführer des Geheimpolizisten-Büreaus von Chas. Berry war, und wurde es mir sehr bald klar, daß ich in ihm einen der gefährlichsten Herren kennen lernte, die Chicagos Straßen unsicher machten. Ich erfuhr, daß er einen meiner Freunde übervorthen wollte, was ich nicht verfehlte, dielem mitzutheilen, wodurch der Plan Mc. Donalds vereitelt wurde. Hierdurch zog ich mir den Haß Mc. Donalds zu und es wurde mir klar, daß ein Kampf bis auf's Messer zwischen uns zum Austrag kommen mußte, namentlich bei seiner Gewaltthätigkeit, Brutalität und Rachsucht, die theils von der Presse, theils vom Publikum öffentlich besprochen wurden. Der Charakter dieses Menschen trat in vielen Fällen zu Tage, die mir bekannt wurden und in denen er Itets als Revolverheld sich hervorthat. Das Uebel der Privatgeheimpolizisten-Büreaus trat deutlich in der Mordaffaire von Frank White zu Tage. Charles Mc. Donald erhielt von einer Privatperson einen Haftbefehl gegen einen Clarence White. Den ihm unterstellten Geheimpolizisten gab er den Itrengen Befehl, auf den Gesuchten zu schießen, sobald sie seiner ansichtig würden. Clarence White

erhielt Wind, daß ein Haftbefehl gegen ihn ausgestellt sei, und versuchte es, mit seinem Bruder, Frank White, in einem von diesem gelenkten Buggy die Stadt zu verlassen. Kaum waren sie einige hundert Schritt gefahren, als ihrer die von Mc. Donald abgeordneten Mordgesellen ansichtig wurden und mit ihren Revolvern Schnellfeuer auf die Gebrüder White abgaben. Clarence White, der Gesuchte, sprang aus dem Buggy und entkam; sein unschuldiger Bruder, die einzige Stütze der alten Mutter, fiel blutüberströmt vornüber und wurde so von der Polizei, den Freunden Mc. Donalds, gefunden. Mc. Donald wurde des Mordes angeklagt, entging aber der gerechten Strafe durch Unterdrückung des Beweismaterials seitens der Polizei, wofür dieselbe natürlich gut bezahlt wurde. Um die Stimme des Volkes zu beruhigen, wurde ein mehr oder weniger schuldiger Geheimpolizist Dix zu lebenslänglichem Aufenthalt im Zuchthaus zu Joliet verurtheilt.

Kurze Zeit nach diesem Fall wurde Mc. Donald den Gerichten überwiesen wegen Mordversuchs an seiner Frau. Dieselbe hatte Mc. Donald geheirathet, da sie die Besitzerin eines öffentlichen Hauses und von 40 000 Dollars war. Nachdem er letztere durchgebracht, nahm er seinen Revolver und brachte seiner Frau mit dem Kolben derartige Verletzungen im Oriental-Hotel am Kopfe bei, daß diese zusammenbrach, worauf Mc. Donald sie mit seinen Polizeistiefeln bearbeitete. Sie wurde von einer Freundin im bewußtlosen Zustande mit einem Dutzend Wunden am Kopfe und Schwarz und blau getreten,

aufgefunden und nur mit Mühe durch den Arzt ins Leben zurückgerufen. Des Mordversuchs angeklagt und den Geschworenen überwiesen, gelang es Mc. Donald abermals, gegen Bürgschaft vermöge seines Polizeieinflusses (Pull) auf freiem Fuß gesetzt zu werden. Er verschwand aus Chicago auf ein Jahr, bis sich die Gemüther beruhigt hatten, was in Amerika sehr schnell geschieht, kehrte aber leider aus Michigan, wo er inzwischen einen Mann erschoss, nach Chicago zurück, um, immer wieder von der Polizei beschützt, der er einst angehörte, die schrecklichsten Brutalitäten und Verbrechen zu begehen. Dies war der Herr, der mir bei verschiedener Gelegenheit zugeschworen hatte, daß er mir das Lebenslicht bei einer günstigen Gelegenheit ausblasen würde. Jedesmal machte ich ihn vor Zeugen darauf aufmerksam, daß das ein sehr gefährliches Unternehmen sei. Mc. Donald glaubte diesen günstigen Moment am 22. November 1899 gekommen. Während des Spanisch-amerikanischen Krieges gelang es der „gelben“ amerikanischen Presse, von England offenkundig dazu angetrieben, das amerikanische Volk zu überzeugen, daß Deutschland Spanien unterstütze. Der deutsche Admiral Diedrichs sei aus dem Hafen von Manila von den Amerikanern verjagt u. i. w. war eine der aufgetischten Lügen. Die Stimmung gegen die Deutschen wurde mit jedem Tage gehässiger, und es kam zu ernstlichen Reibereien. Ich war stets ein guter Deutscher und habe das auch allerdings öfters mit der Faust oder dem Bierseidel vertreten müssen. Am oben-

erwähnten Datum traf ich einen Kohlenminenbesitzer Blatchford im Grand Pacific Hotel, der mich einlud, mit ihm im Chicago Athletic Club ein Schwimmbad und nachher das Diner mit ihm einzunehmen. Während wir im Club anwesend waren, wurde Mr. Blatchford durch Telephon nach seinem Bureau gerufen, wohin ich ihn begleitete. Auf unserem Rückweg nach dem Club passirten wir am Jackson Boulevard die Schankwirthschaft von Redpath und folgte ich der Einladung meines Freundes einen „appetiser“ zu nehmen, der gewöhnlich in einem „cock-tail“ besteht. Wir trafen im Local drei Freunde des Mr. Blatchford und zwar die beiden Gebrüder Sullivan und einen Mr. Berringer, die mir vorgestellt wurden. Sobald mein Name genannt wurde und Mr. Blatchford bemerkte, daß ich früher deutscher Officier gewesen sei, glaubten die Herren, allerdings in gutmüthiger Weise, Gelegenheit nehmen zu müssen, mich aufzuziehen. Es war den Herren bekannt, daß ich ein großer Pferdeliebhaber war und auch unter andern einen Craber, Tick-tack genannt, besaß. Berringer meinte, die Deutschen verständen überhaupt nichts vom fahren und ob Tick-tack noch am Leben wäre. Ehe ich antworten konnte, frug mich einer der Sullivans, was der deutsche Kaiser mit seinen alten Schiffen in Manila zu suchen hätte. Ich behauptete mit Recht, daß die englisch-amerikanischen Zeitungen eine Schmach für das ganze amerikanische Volk seien und da leider vorläufig nur englische Kabel den Zeitungen die neuesten Nachrichten lieferten, wäre

ich gewohnt, Lügen über Deutschland in den englisch-amerikanischen Zeitungen zu finden. Der andere Sullivan meinte, der Sultan mit seinen Morden an den Armeniern sei ein passender Verbündeter für die Deutschen. Während dieser Bemerkung glaubte ein Anderer Spaßig zu sein, indem er mir ziemlich kräftig auf die Schultern schlug, sodaß mir der whiskey, den ich in der Hand hatte, über die Manschette floß und sagte: „Wie gefällt es Ihnen in Chicago, Sie oller dutschman?“ Ich hatte gerade in gutmüthiger Weise geantwortet: „Wann werdet ihr amerikanischen Jungens lernen, euch anständig am Biertisch zu benehmen,“ als Mc. Donald durch die hinter mir befindliche Thüre mit dem uniformirten Polizeibeamten John Buttmer eingetreten war und mir zurief: „Hello, Baron, haben Sie hier auch etwas zu sagen?“ Ohne wie bisher auf seine Herausforderung zu reagieren, da ich wußte, wenn es zum Streit mit Mc. Donald käme, gäbe es einen Kampf auf Tod und Leben, antwortete ich nur: „Hello, Mc. Donald,“ und wandte mich wieder zu den anderen Herren, die über die Türken und Armenier weiter sprachen und der Ansicht waren, daß die Türken die Armenier abchlachteten. „Wenn das so ist,“ sagte ich, „dann sind die Türken Feiglinge.“ Mc. Donald, den ich durch den hinter dem Schanktisch befindlichen großen Spiegel beobachtete, rief: „Baron, ich bin auch ein Türke und kein Feigling,“ worauf ich gar nicht antwortete. Hierauf ging er an mir vorbei und flüsterte mir ins Ohr: „Jetzt habe ich Dich, Du Gottverdammter

deutscher Hund.“ Er wandte sich an den in der Mitte des langen Schanktisches (Bar) stehenden Sullivan, und hörte ich, wie er zu diesem sagte: „Ueberlassen Sie mir den verdammten Dutchman.“ Jetzt schob ich meine rechte Hüfte unter den Schanktisch und steckte unbemerkt meinen Revolver aus der Hüftentasche in die rechte Beinkleidertasche und behielt von da ab meine Hand an demselben. Ich nahm mein whiskey-Glas in die linke Hand und unterhielt mich mit dem neben mir stehenden Mr. Blatchford, beobachtete aber durch den Spiegel Mc. Donald weiter. Ich sah, wie er wieder zurückkam und sich hinter mir aufstellte. Er rief in steigerndem gereizten Ton: „Baron, Sie haben gesagt, ich sei ein Feigling.“ Ich antwortete, es sei mir gar nicht eingefallen, indem ich meinen Kopf nach ihm herumdrehte. Ich bemerkte seine beiden Hände in den Hüftentaschen, die rechte Hand an dem Revolverkolben, den ich im Scheine des elektrischen Lichts scheinen sah. Hierauf öffnete er seinen Rock bis auf den obersten Knopf und trat direct vor mich, die Hände vor sich haltend und rief: „Jawohl, Sie haben mich einen Feigling genannt und was beabsichtigen Sie zu thun? Die Türken können die ganze verdammte deutsche Armee und ihren verfluchten Kaiser in die See treiben. Ich bin fertig für Sie.“ Während er die letzten Beleidigungen in höchster Wuth mir ins Gesicht schleuderte (um mich zu reizen, so daß ich nach meinem Revolver greifen sollte, den er in meiner rechten Hüftentasche noch vermuthete, so daß er nachher auslagen konnte,



er hätte in Selbstvertheidigung geschossen), flog seine rechte Hand in seine Revolvertasche und ich sah wie er den Revolver nach oben zu riß. In demselben Moment zog ich meinen Revolver aus der rechten Hosentasche und feuerte, so schnell ich konnte, zwei Schüsse auf ihn ab, die sich beide als tödtlich erwiesen. Er sprang hinter einen andern sich im Local befindlichen Gast, immer noch versuchend, seinen Revolver zu ziehen. Um diesen vor ihm stehenden Mann wegzubekommen, feuerte ich einen dritten Schuß in ein an der Wand hängendes großes Oelbild. Sobald die Glasplitter in der Luft herumflogen, lief dieser mit den anderen im Local befindlichen Gästen schleunigst dem Ausgange zu. Einige sprangen über den Schanktisch und versteckten sich hinter demselben. Mc. Donald versuchte dies nun auch, fiel aber zurück auf den Boden und sein Revolver neben ihn. Ein Mr. Berriman bat mich, nicht mehr zu schießen, worauf ich meinen Revolver auf den Schanktisch legte (den Mr. Redpath an sich nahm) und ruhig stehen blieb, um von der Polizei verhaftet zu werden. Kaum sah dies der Polizist Buttmer, als er auf mich losstürzte, mir seinen Revolver auf die Brust setzte und jetzt auf einmal einen colossalen Schneid entwickelte. Ich sagte sehr ruhig, daß ich keinen Grund hätte, mich einer Verhaftung zu widersetzen. Mr. Berriman sagte, er glaube, daß Mc. Donald todt sei, worauf ich erwiderte: „Das thut mir sehr leid, er hat ein halbes Dutzend Mal mein Leben bedroht, heute Abend versuchte er den Revolver zu

ziehen, wer von uns beiden zuerst schoß, konnte nur am Leben bleiben," was nachher auch von jedem wahrheitsgetreuen Zeugen eidlich wiedergegeben wurde. Der Schwerverwundete Mc. Donald wurde nach dem County-Hospital gebracht und ich nach der Harrison-Polizeistation. Hier wurde ich in einer Zelle eingeschlossen, die mit armstarken Eisenstangen versehen war und als Möblement eine Bank enthielt, auf der ich mich ausstreckte und bald in Morpheus Armen lag, meinen Ueberzieher als Kopfkissen benutzend. Als ich von einem Schließer geweckt wurde, entdeckte ich, daß sich das Scheußlichste Ungeziefer in meinen Kleidern und an meinem Körper häuslich niedergelassen hatte. Es war ungefähr 9 Uhr Abends, als der Schließer mich aufforderte, meinen Ueberzieher anzuziehen und ihm zu folgen. Unter starker polizeilicher Bedeckung wurde ich im Polizeiwagen in größter Schnelligkeit nach dem County-Hospital gebracht, wo die Aerzte das Ableben Mc. Donalds vorausfahen und die Polizei es versuchte, ihn dazu zu bewegen, eine ante mortem Auslage zu machen, welche die Polizei hoffte, würde mich an den Galgen bringen. Ich wurde an das Sterbelager Mc. Donalds gebracht und trotzdem ich ihn bat, eine wahrheitsgetreue Auslage zu machen, die mir und meiner Familie einen langen Proceß mit allen seinen Verleumdungen und Schlechtigkeiten ersparen würde, weigerte er sich, eine solche zu machen. Sobald die Polizei sah, daß ich eine wahrheitsgetreue ante mortem Auslage wünschte, schoben und drängten die Polizeibeamten

und Geheimpolizisten mich aus dem Sterbezimmer und ich wurde zurück nach der Harrison-Polizeistation gebracht, wo ich erfuhr, daß Mc. Donald in der Zwischenzeit verschieden sei. Das Drama war aus für ihn, der Kampf, der kommen mußte, war beendet. Kaum war ich in meiner Zelle wieder angelangt, als ein Haufen Reporter mich zu interviewen wünschte. Selbstredend beantwortete ich keine Frage, namentlich keine der englischen Reporter, die mir zur Genüge als die größten Lügner in den Vereinigten Staaten bekannt waren. Nur einen Reporter von der deutschen „Freien Presse“, der mir bekannt war, bat ich, meine Frau in der schonendsten Weise von dem traurigen Vorfall in Kenntniß zu setzen. Trotzdem erschienen den anderen Morgen Spaltenlange unwahre Artikel in den englisch-amerikanischen Zeitungen, daß ich Mc. Donald erschossen, weil er meinen Schwiegervater beeinflusst hätte, mich zu enterben. Mr. Cummings war in den Vereinigten Staaten eine viel zu einflußreiche Persönlichkeit, als daß ein Mc. Donald ihn je in seinem Bureau oder Residenz hätte zu Gesicht bekommen können. Da Mr. C. R. Cummings sein Testament bereits gemacht hatte, wie die Gerichte in Chicago nachweisen können, ehe ich die Ehre hatte, ihn oder meine Frau kennen zu lernen, so konnte er mich nicht enterbt haben, noch meine Frau aus irgend einem Gefühl, das er gegen mich haben konnte. Die englisch-amerikanischen Zeitungen hatten eben wieder einmal, wie schon so oft, das Publikum gegen einen dutschman einzunehmen

versucht. Man sollte glauben, ich hätte nicht die Mittel, den enorm kostspieligen Proceß gegen die politische Polizeimacht und die Verleumdungen der lügenhaften englischen Zeitungen durchführen zu können, und es würde ein Leichtes sein, mich per Schnellzug an den Galgen zu bringen. Sie hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, wie wir Später sehen werden. Ich möchte hier vorausschicken, daß sich der ganze Kampf um mein Recht gegen eine Polizeiverschwörung unter Inspektor Shea drehte und gegen die nächsten Verwandten des Mc. Donald. Diese Alle suchten natürlich einen irisch-deutschen Kampf aus der Affaire zu machen, was ihnen aber nicht gelang. Die Irländer in Chicago waren zu helle, die Wahrheit nicht durchblicken zu sehen. Es gelang Frank und John Mc. Donald nicht, die irischen Vereine für sich oder den sehr bekannten Chas. Mc. Donald zu begeistern. Vergeblich versuchten sie von den irischen Vereinen Gelder zu sammeln, um gegen mich zu agitiren und Stimmung zu machen und Zeugen zu bestechen, specielle Rechtsanwälte zu bezahlen, um mich neben dem Staatsanwalt zu verfolgen oder Geheimpolizisten für erlogene Berichte zu engagiren; sie prallten an der sehr richtigen Entscheidung der einflußreichen und anständigen Irländer ab: „Dies ist keine irische Angelegenheit, sondern ein Privatstreit zwischen einem gefährlichen und brutalen Revolverheld und Baron von Biedenfeld.“

Ich habe Itets die Irländer bewundert und hoffe heute noch, daß sie in ihrem Kampfe gegen England

am Schluß siegreich hervorgehen und hatte das Ich mehrere Male vor dieser traurigen Affaire betont. Ich hatte viele politische und andere Freunde unter den Irländern, und ein Versuch der beiden Mc. Donalds und der gerissenen, aber schlechten Polizei, die Irländer gegen mich aufzuhetzen, mißlang vollständig. Außerdem war Chas. Mc. Donald in den Vereinigten Staaten geboren, allerdings irischer Abstammung, aber es giebt verlorene Söhne in jeder Nation der Welt. Daß natürlich der persönliche Anhang des Chas. Mc. Donald, sowie eine ganze Anzahl der untersten Classe der Menschheit Chicagos gegen mich war, ist zweifellos. Alle Deutschenhasser und Heider waren vollzählich gegen den „dutchman“, ebenso die englischen Zeitungen, die es jeden Tag der amerikanischen Nation vorpredigen müssen, daß der Adel überhaupt keine Berechtigung hat, zu existiren. Vernünftige vermögende Amerikaner, die etwas auf dem Spiel stehen haben, sind schon längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß das amerikanische Volk unter einem Herrscher bedeutend besser fahren würde, als unter den verrotteten politischen Spitzbubenparteien, die sie jetzt ausrauben. —

Um drei Uhr Morgens kam meine herrliche Frau nach der Polizei-Station gefahren und war untröstlich, kam aber wieder zu sich, als ich ihr vorstellte, welcher Gefahr ich entgangen. Einige Mitglieder der Familie meiner Frau und eine ganze Anzahl Freunde erschienen trotz der frühen Morgenstunde in schneller Reihenfolge. Später erschienen ein Dutzend Rechtsanwälte, die mich

in dem kommenden Proceß zu vertheidigen wünschten. Gegen zehn Uhr kam einer der vornehmsten Amerikaner und Herren, die ich je die Ehre hatte, kennen zu lernen, mein guter Freund in allen Lebenslagen, Ex-Bürgermeister von Chicago — Hempstead Washburne mit noch anderen einflußreichen Freunden und Verwandten meiner Frau, und diese setzten es durch, daß ich die mit Ungeziefer überfüllte Zelle der Harrison-Polizeistation mit dem neuen Gefängniß an der Nordseite vertauschte. Gegen zwölf Uhr ging ich mit einem Detektiv der Polizeistation in Civil zu Fuß nach dem Gefängniß. Er hielt es für ein Wunder, daß ich mit dem Leben aus dem Kampf hervorgegangen sei; er kannte Chas. Mc. Donald persönlich und war auch von diesem vor einiger Zeit mit dem Revolver bedroht worden und um eines Haares Breite dem Tode entgangen, was er ebenfalls später im Proceß beschwor.

Ich wurde dem Gefängnißbeamten Mr. Whitmann mit den nöthigen Dokumenten von der Polizei übergeben und fand vorläufiges Quarter in Zelle 301, wo der Frauenmörder Luetgert kurze Zeit vor seiner Ueberführung zu lebenslänglichem Zuchthaus nach Joliet sich aufhielt, bevor er verurtheilt war. Er hatte eine Wurstfabrik in Chicago und soll seine Frau, um sie los zu werden, in einen Kessel mit zeretzenden Substanzen geworfen haben. Alles was die Polizei fand, war ihr Crauring in dem Abzugskanal unter der Fabrik.

Schon am nächsten Tag wurde ich nach der

Zelle 513 umquartiert und zwar hatte ich diese Zelle auf meinen Wunsch allein für mich, bis mein Proceß beendet war. Ich habe früher einmal gehört, daß Einzelhaft eine besondere Bestrafung sein soll; ich behaupte, es ist eine Erleichterung.

Während nun die englischen Zeitungen in ihrer Sensationslust jeden Tag dem Publikum neue Erfindungen und Unwahrheiten vortischten, beschränkten sich die deutschen Zeitungen Amerikas auf die Chatfaden.

Die deutsche „Tribüne“ in Indianapolis schrieb:

„In Chicago hat ein Baron, Curt von Biedefeld, einen Constabler, namens Mc. Donald, erschossen. Er war mit demselben in einen Disput gerathen, wobei Mc. Donald Deutschland und die deutsche Armee beschimpfte und sagte, selbst die Türken könnten die Deutschen prügeln. Wir schenken der Sache zuerst keine Aufmerksamkeit, weil wir den Herrn Baron für irgend ein verkommenes Subjekt hielten, es scheint aber, daß wir darin im Irrthum waren. Der „Louisville-Anzeiger“ schreibt von ihm:

„Unter den deutschen Zeitungsleuten der Gartenstadt war Herr von Biedefeld eine bekannte Persönlichkeit, und von den Chicagoer Vierhundert ist er lange gefeiert und verhächelt worden . . . . Herr von Biedefeld hat in Deutschland bei einem Kürassierregiment gedient, und in Amerika zuerst dieselben schlimmen Erfahrungen gemacht, welche fast keinem ehemaligen deutschen Offizier hier erspart bleiben. Aber er hatte bisher stets verstanden, auch unter den

„Schwierigsten Verhältnissen ein anständiger Mensch zu bleiben, und so gelang es ihm, unterstützt von einer „Schönen Erscheinung, nachdem er erst einmal das „Größte überwunden hatte, in den besten Kreisen der „amerikanischen Gesellschaft Chicagos Eingang zu finden. Wenn wir uns recht erinnern, war er ein „besonderer Protege von Herrn Medill von der „„Chicago Tribune“, und bis zu seiner Verheiratung „mit Miß Cummings am „Times Herald“ beschäftigt.

„Zu seinen charakteristischen Zügen gehörte es „von je, daß er keine Verspottung oder Herabsetzung, „die sich gegen Deutschland richtete, ungeahndet ließ. „Wir vermuthen, daß er in dieser Beziehung während „der letzten Monate vielfach gereizt wurde, und daß „ihm zuletzt die Galle mehr als gewöhnlich übergelaufen „ist. Verprügelt hat er ja wegen solcher Heußerungen „„Schon früher so Manchen . . .“

Alexander Seebaum genannt Laketree im „Cam-Tam“:

„— Man mag über die That des Herrn von „Biedenfeld denken, wie man will, das Verdienst, „einen Halunken erster Schlechte aus der Welt geschafft „zu haben, gebührt ihm unbelritten.“

Die „freie Presse“ von Chicago, eine der besten deutschen Zeitungen Amerikas, schrieb editoriell:

### Zwecklose Hetzerei.

„Schießaffären mit tödtlichem Ausgange sind in „Chicago keine so seltenen Ereignisse, daß die Zeitungen



„viel Lärm über den einzelnen Fall zu machen brauchten.  
 „Und in der Regel geschieht das auch nicht. Um so  
 „mehr muß es auffallen, daß gewisse Blätter etwas  
 „darin luchen, so oft wie nur möglich die gegen den  
 „Baron Curt von Biedefeld schwebende Klage wegen  
 „Tödtung des Geheim-Agenten C. H. Mc. Donald in  
 „sensationeller Weise vor die Oeffentlichkeit zu zerren.  
 „Es liegt Methode darin. Man möchte gegen den  
 „Angeklagten Stimmung machen. Warum? Weil er  
 „ein Deutscher ist und noch dazu ein deutscher Edel-  
 „mann, während der von ihm Erschossene aus Irland  
 „stammt. Man geht darauf aus, den Fall zu einem  
 „Rassen-Conflict zuzuspitzen, wozu nicht der geringste  
 „Anlaß vorliegt.

„Biedefeld und Mc. Donald waren seit langem  
 „persönliche Feinde; der Erstere glaubte sich von seinem  
 „Gegner bedroht. Das Zusammentreffen in jener  
 „Wirthschaft, wo sich die Schluß-Tragödie abspielte,  
 „war ein zufälliges. Biedefeld griff zur Waffe, weil  
 „er sein eigenes Leben für gefährdet hielt. Der Deutsche  
 „schob' nicht auf den Irländer, weil er ein Irländer  
 „war, sondern weil er sich schützen wollte. Ob er im  
 „Sinne des Gesetzes im Zustande der Selbstvertheidigung  
 „handelte, wird das Gericht zu entscheiden haben.  
 „Die Geschworenen werden auf Grund der Zeugen-  
 „auslagen ihr Verdict abzugeben haben. Es ist frevel-  
 „haft, die öffentliche Meinung vorher gegen den An-  
 „geklagten aufstacheln zu wollen, wie jene Blätter es  
 „versuchen.

„Sie thun entrüftet darüber, daß der wegen Mordes „unter Anklage gestellte „deutsche Baron“ im Gefängnisse „ein fideles Leben führe; daß er die feinsten Speisen „und Getränke, Blumen und Bücher erhalte, weil er „reiche und einflußreiche Freunde besitze. In Wahrheit „erfreut sich Herr von Biedensfeld keiner weitgehenderen „Freiheiten, als solche allen Untersuchungsgefangenen „gestattet werden dürfen. Daß ihm von Seiten seiner „Familie und seiner Freunde Blumen gesandt werden, „mag sein; es ist dies nichts Unerlaubtes; selbst Luetgert „erhielt solche Sendungen, so lange er in Untersuchungs- „haft war. Die Gefängnißbeamten erklären, daß sie „sich keinen ruhigeren und bescheideneren Gefangenen „wünschen können als Herrn von Biedensfeld.

„Eines jener gegen den „deutschen Baron“ „Stimmung machender Blätter schreibt: „Es wird „aus bester Quelle versichert, daß die Freunde des „teutonischen Edelmannes“ bemüht sind, zu beweisen, „daß er Mc. Donald im Zustande der Selbstverthei- „digung tödtete. Solche Zeugenauslagen können noth- „wendiger Weise nur durch Meineid fabricirt werden, „dadurch, daß alle mit dem Mord verknüpften Chat- „sachen auf den Kopf gestellt werden. In Wahrheit „war es ein so kaltblütiger Mord, wie man sich einen „solchen nur denken kann. Wenn ein armer Teufel in „von Biedensfelds Schuhen Itäke, würde derselbe ohne „Umlände an den Galgen befördert werden.“

„Was soll eine solche Denunciation? Es ist nicht „Sache der Presse, sondern des Gerichtes, die Schuld-

„frage zu entscheiden. Ob Biedenfeld reich oder arm „ist, kommt dabei gar nicht in Frage. Und wenn er „Freunde hat, so ist das ein Zeichen, daß er diesen „als ein achtbarer Mensch gilt.

„Mc. Donald dagegen war ein zweifelhafter Cha- „rakter, der sich keiner großen Achtung unter Denen, „die ihn kannten, erfreute. Aber da er ein Irländer „ist, gerathen seine Stammesgenossen von der Presse „in Erregung und hetzen.

„Unsere Ansicht von dem Falle ist eine durch keine „Rückfichten irgend welcher Art beeinflusste. Wir halten „dafür, daß allein dem Gerichte die Entscheidung „darüber zusteht, ob für den Angeklagten Selbstver- „theidigung geltend gemacht werden kann oder nicht. „Seine Nationalität, seine Vermögensverhältnisse spielen „dabei gar keine Rolle. Daß seine Freunde wünschen, „die Rechtfertigung möge ihm gelingen, erscheint uns „durchaus begreiflich, aber wir sind der Ueberzeugung, „daß dieselben nicht zu den Mitteln greifen, wie sie „die Hetzblätter, die eine Rassen-Frage aus der traurigen „Angelegenheit machen möchten, ihnen in die Schuhe „schieben. Die Verleumdung wird auch wenig Glauben „finden. Biedenfelds Freunde wünschen seine baldige „Entlassung aus der Haft, weil sie ihm glauben, wenn „er sagt, daß die Besorgniß um die eigene Sicherheit „ihm die Waffe in die Hände drückte; wenn sie über- „zeugt waren, daß Biedenfeld einen kaltblütigen Mord „beging, würden sie keinen Finger für ihn rühren,

„ganz gleich, ob er ein Deutscher und Adliger ist und „bislang als ein Ehrenmann galt.“ —

An Rechtsbeistand fehlte es mir nicht. W. S. Forreft, der beste Criminalanwalt Chicagos, war für mich gewonnen worden.

Am 30. November wurde ich nach der County-Morgue gebracht, wo der Inquest stattfand. Hülfscoroner Frank H. Schaefer vereidigte folgende Geschworenen: C. P. Wittmann, James Heerey, Fred van Buren, John Ryan, B. F. Sitts und D. G. Sheldon.

John Mc. Donald, ein Bruder des Erschollenen, erschien um 2 Uhr, um dem Inquest beizuwohnen. Der Polizist Leahy aber traute dem Frieden nicht. Er nahm dem Mann den geladenen Revolver ab, den er in der Tasche seines Ueberziehers trug, und dann erst durfte er in den Saal treten, wo ich mit gefesselten Händen auf einem Stuhl saß. Kaum sah mich der angetrunkene Mc. Donald, als der Feigling mit geballten Fäusten auf mich zustürzte. Er schlug mehrere Male nach mir, traf mich aber nicht, ich hatte noch Gelegenheit, ihn mit einem Fußtritt zu beehren, ehe mehrere Polizisten hinzukamen und den Menschen hinaus-schafften.

Während des Inquests waren meine Rechtsbeistände zugegen, hatten aber nichts zu bemerken, da wir unser Beweismaterial für den kommenden Proceß geheim halten wollten. Ich wurde daher den Großgeschworenen überliefert, die mich prompt ohne Bürg-



der Spitze der sehr corrupten und traurigen Polizei Chicagos. Natürlich hatte ich auch die anständig denkenden Mitglieder der Polizeimacht auf meiner Seite, wenn sie es auch dienstlich nicht bekennen durften, sonst hätten sie sofort ihre demokratisch-politische Stellung verloren, und ich war Republikaner, ein Mitglied der Partei in den Vereinigten Staaten, die als das kleinere Uebel bezeichnet werden muß. Ich hatte vor Jahren durch meinen Einfluß selbst etwa sechzig Leuten, meistens Irländern, Stellen als Polizisten verschafft und wurde ich prompt von den Entschlüssen im feindlichen Lager benachrichtigt.

Mein Rechtsanwalt W. S. Forrest arbeitete mit seinem Assistenten, Mr. Bacharach, Tag und Nacht, und verdanke ich es ihm allein, daß alle Anschläge meiner Gegner zu Nichte wurden.

Die Zelle im Gefängniß, in der ich mich vier Monate aufhielt, ist etwa 10 × 5 Fuß groß und 8 Fuß hoch. An einer der Wände befinden sich zwei eiserne Bettgestelle, die heruntergeklappt werden können, zur Benutzung. Ich erhielt eine mit Holzspähnen ausgestopfte Matratze, desgleichen Kopfkissen und zwei Pferddecken. Die eine Seite der Zelle bestand aus eisernen Stangen mit eisernen Querstangen. Die andere Seite bildete eine eiserne Rollthüre mit einem kolossalen Schloß. Zwischen je zwei Reihen Zellen war ein ca. 25 Quadratmeter großer Käfig, in dem die Gefangenen Morgens und Nachmittags je zwei Stunden sich bewegen durften. Ueber die Behandlung seitens der

Schließer und Wächter, die natürlich alle bewaffnet waren, konnte ich absolut nicht klagen. Deutsche wie irische Gefängnißbeamte behandelten mich in jeder Weise zuvorkommend. Der erste jailer, Mr. Wittmann, war ein gentleman durch und durch, was ihn nicht abhielt, seine Pflicht und Schuldigkeit in jeder Beziehung zu thun. Morgens um 11 Uhr, außer an Sonntagen, durften die Gefangenen Mitglieder ihrer Familie und Freunde in Gegenwart eines Beamten sprechen, und war meine brave, gute Frau jeden Morgen auf die Secunde an dem Gitter, um mich zu sehen, ein rührendes Bild aufopfernder Weiblichkeit. Meine Verpflegung erhielt ich von einem in der Nähe befindlichen Hotel zugelandt, da die verabreichte Gefängnißkost sehr schlecht ist. Der Sheriff hat sämtliche Gefangenenanstalten in der County unter sich. Der Staat zahlt ihm für jeden Gefangenen ca. 30 Cent per Person pro Tag, während das Essen, daß er den Gefangenen liefert, ca. 5 Cent kostet. Die Differenz ist sein Verdienst und beläuft sich seine jährliche Einnahme aus dieser Quelle auf etwa 100 000 Dollar. Da er nur auf vier Jahre gewählt ist und seine Wahl viel Geld gekostet hat, muß er sehen, wie er auf seine Unkosten kommt. Ein vornehmes Land, dies Land der Freiheit. — Auf der fünften Gallerie befand ich mich mit etwa 40 Gefangenen, die der verschiedensten Verbrechen angeklagt waren: Mord, Falschmünzerei, Betrug, Diebstahl. Zwei Gefangene hatten die Distinktion, am hellen, lichten Tag eine Straßenbahn mit gezogenen

Revolvorn aufgehalten zu haben, um die Passagiere auszurauben. Da meine Freunde und auch andere mir völlig unbekannte Personen täglich alle möglichen Viktualien und Cigarren sandten — an einem Tage erhielt ich 3000 Henry Clay — so lebte natürlich die fünfte Gallerie hoch und da ich es gelernt hatte, mich in alle möglichen Lebenslagen fügen zu können, kam ich mit meinen Mitgefangenen sehr gut aus, und Jeder suchte mir meine Lage soviel wie möglich zu erleichtern. Die englischen Zeitungen warf ich ungelesen weg und war für die meisten Reporter, die ich sofort als Gesinnungslumpen erster Classe kennen lernte, nicht zu Hause. Auf Anrathen meines Rechtsanwalts sprach ich über meine Angelegenheit zu keiner Seele, zumal sehr oft Geheimpolizisten mit den Gefangenen eingeschlossen werden, um Material aus ihnen herauszubekommen, das nachher zu ihrer Verurtheilung mitbenutzt wird. Die Gäste im Gefängniß wechselten ganz wie in einem Hotel; die Einen wurden freigesprochen, die Anderen wanderten in das Zuchthaus nach Joliet oder an den Galgen.

Neben mir in der Zelle saßen Moran und Healey, zwei irische Expolizisten, die Alles für mich thaten, was in ihren Kräften stand. Jeden Nachmittag trank ich Thee in ihrer Zelle, den sie selbst sehr gut zubereiteten. Sie waren des Mordes angeklagt und schon zweimal verurtheilt worden, einmal zu 15 Jahren, das zweite Mal zu 5 Jahren Zuchthaus. Es war ihnen gelungen, durch Vorbringung von neuem Beweismaterial einen



neuen dritten Proceß bewilligt zu bekommen. Ich hoffe, daß sie heute auf freiem Fuß sind, denn ihre ganze Verfolgung beruhte lediglich auf dem Einfluß, den die Schweden Chicagos ihrer Stimmenanzahl halber auf die politischen Machthaber ausübten. Etwa 20000 Dollar, die sie gesammelt hatten, um die beiden Expolizisten an den Galgen zu bringen, verfehlten jedenfalls ihre Wirkung auch nicht. Moran und Healey waren uniformirte Polizisten und marschirten eines Abends ihren „beat“ ab, als die Zeit, die für jeden Chicagoer Polizisten alle zehn bis fünfzehn Minuten eintritt, wieder einmal herankam, einen whiskey zu genehmigen. Sie betraten eine Schankwirthschaft, wo sich ein betrunkenener Schwede ziemlich laut benahm. Sehr bald kam es zu Zwistigkeiten und die beiden Polizisten wollten eben den Radaubruder arretiren, als derselbe durch eine Seitenthür entwichte. Sie liefen hinterher, forderten ihn auf, sich zu ergeben und als er dies nicht that, feuerten sie Beide mehrere Schüsse auf ihn ab, die ihn tödtlich verletzten. Da nun, wie gesagt, Mr. Schwede einigen Einfluß besaß und die ganze, sich in Chicago aufhaltende Schwedische Nation ein Capital zur speciellen Verfolgung auftrieb, so laßen sich die politischen Macher, die gerne wiedergewählt werden wollten, veranlaßt, auf eine Verurtheilung zu dringen. In diesem Falle kamen aber alle irischen Vereinigungen zusammen und unterstützten Moran und Healey mit ihrem großen politischen und finanziellen Einfluß und

bewirkten zweimal die Bewilligung eines neuen Verfahrens. Jedenfalls bewaffnet man Polizisten, um in gegebenem Fall von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und wenn in Chicago die Polizei in jedem Fall einen gegen die Gesetze Verstoßenden erst fragen muß, ob er einen politischen „Pull“ hinter sich hat oder nicht, dann gelingt es ihr selten, Verbrecher zur Rechenschaft ziehen zu können. Thatsächlich machen die meisten Polizisten in Chicago beide Augen zu, wenn sie ein Verbrechen sehen. Haben sie natürlich selbst einen starken „Pull“, dann schadet es auch nichts, wenn einmal ein unschuldiges armes Luder ohne Einfluß und Freunde ins Gras beißen muß oder den Hirnkasten von ihren Knüppeln eingeschlagen bekommt.

Da die meisten Polizisten Chicagos in den Wirthschaften zu finden sind, wenn man sie sucht, so erschoss auch Patrik Furlong einen anderen Polizisten in der whiskey-Laune in einer Kneipe an der Südseite. Auch er befand sich auf derselben Gallerie, wie meine Wenigkeit und war untröstlich — er hatte seinen besten Freund erschossen. Wie viel Unglück hat der whiskey schon in den Vereinigten Staaten angerichtet!

Frank W. Klein weigerte sich absolut zu der Unterhaltung seines Ehegesponsstes weiter beizutragen. Sechs Monate Gefängniß, damit er Zeit hat, sich es zu überlegen, war das salomonische Urtheil. Er war so anständig, meine Zelle auszukehren und aufzuwaschen, sowie meine Matratze aufzuschütteln, häusliche Verrich-

tungen, die er wohl auch in seinem Heim zu verrichten gewohnt war. —

Die zwei Gebrüder Feinberg (jüdischen Glaubens) hatten einen Straßenbahnwagen aufgehalten und die Passagiere ihrer Werthsachen beraubt oder sollten es vielmehr gethan haben. Im Gefängniß ist selbstredend Jeder unschuldig, bis ihm nachgewiesen wird, daß er schuldig ist, was in den meisten Fällen eintritt. Wenn mir aber früher Jemand gesagt hätte, daß zwei Juden zu obenerwähnten Verbrechen fähig wären, so hätte ich seine Behauptung stark in Zweifel gezogen. Während ihres Processes versuchte ein Bruder die Sache vom Anderen abzuwälzen und auf sich zu nehmen, was ihm auch gelang. —

Kent und Genossen glaubten den in Kents Wirthschaft nöthigen whiskey billiger zu erhalten, wenn sie denselben gleich aus den Güterwagen von der Bahn nach Hause schafften, als daß sie denselben von den engros whiskey Haus bezögen. Dieses in Chicago in allen Geschäftskreisen häufig vorkommenden Verfehens waren sie wenigstens angeklagt.

Cravin, ein mexikanischer Militärlehrer, soll seine Zeit dazu benutzt haben, amerikanische Dollars mit einer Genauigkeit nachzumachen, die auf die Autoritäten verblüffend wirkte. Die mexikanische Regierung achtete die Verdienste Cravins nicht gebührend hoch, die er sich um Mexico erworben, er wurde an die Vereinigten Staaten ausgeliefert mit sammt seinen Platten und Handwerkzeug. —

Die besten Whittspieler waren Masters, Murphy

und ein älterer Herr, dessen Namen Niemand, selbst der Staatsanwalt nicht, in Erfahrung bringen konnte; wenn dies Kleeblatt sich nicht im Gefängniß befand, füllten sie ihre freie Zeit damit aus, Geldschränke aufzusprengen mit mehr oder weniger Erfolg. Die eisernen Thüren der fünften Gallerie vermochten sie nicht zu sprengen.

Direkt in einer Zelle unter mir saß Rollinger. Er informirte die Feuerwehr einige Minuten zu früh, daß seine Wohnung in Feuer stünde. Man fand den halbverkohlten Leichnam seiner Frau, die er mit Petroleum übergossen und angezündet, um sein Verbrechen zu vertuschen. Er büßte sein Verbrechen mit dem Tode am Galgen, wohin er gehörte, am 17. November 1899. Am 10. November ging ihm August Becker wegen einer ähnlichen Scheußlichkeit voraus. Diese Beiden und Luetgert, im Bunde der Dritte, haben den Deutschen Amerikas schlechte Dienste geleistet. —

Am 17. Februar 1899, noch während meiner Anwesenheit in Zelle 513 wurde Robert Howard, ein Neger, wegen Raubmords im Gefängniß aufgehängt. An solchen Tagen ist es den Gefangenen nicht gestattet ihre Zellen zu verlassen, bis die Execution ausgeführt ist. Eine unheimliche Stille herrschte den ganzen Morgen im Gefängniß. Man hörte den Zug sich nach dem Galgen in Bewegung setzen und vernahm deutlich, als die Klappe, auf der sich der Delinquent aufstellt, herunterfiel. In diesem Moment erhob sich ein minutenlang anhaltender Radau. Bald gelang es den Wärtern

wieder Ruhe herzustellen, und Illinois hatte einen Bürger weniger. —

Endlich wurde der Anfang meines Processes auf Montag, den 27. Februar 1899, gesetzt. Derselbe fand vor Richter Gary statt.

Den Verlauf der Verhandlungen vom 27. Februar bis 15. März schildern die deutschen Zeitungen Chicagos „Freie Presse“, „Illinois-Staatszeitung“ und die „Abendpost“ wie folgt:

**27. Februar 1899.** — Die Proceßverhandlungen gegen Curt von Biedenfeld, welcher bekanntlich der Ermordung des Konstablers Mc. Donald angeklagt ist, haben heute vor Richter Gary ihren Anfang genommen. Schon geraume Zeit vor Eröffnung der Verhandlungen war der im dritten Stockwerk des Criminalgerichts befindliche Gerichtssaal von Geschworenen-Candidaten und Zuschauern dicht besetzt; und als der Angeklagte pünktlich um 10 Uhr von zwei Hülfsheriffs vorgeführt wurde, waren natürlich aller Augen auf ihn gerichtet. Von Biedenfeld macht einen recht guten Eindruck; die dreimonatliche Haft scheint ihn nicht weiter angegriffen zu haben, und sein ganzes Heußere bekundet immer noch den „Schneid“ des ehemaligen preußischen Cavallerie-Officiers. Er ließ sich ruhig auf den für ihn bestimmten Sitz — neben seinen Vertheidigern, den Anwälten W. S. Forrest und Benjamin Bacharach — nieder, während Hülfsheriff Kreten als „Wachtposten“ dicht hinter ihm Platz nahm. Die Uertreter der Anklage, Hülfsheriff Staatsanwalt Ben Smith

und der frühere Hülf-Staatsanwalt James Todd, erhielten ihre Plätze auf der anderen Seite des „Advokantentisches“ angewiesen; die Jury-Mitglieder sollen dann späterhin direct vor den Richterstuhl, dem Publikum zu, placirt werden, gerade wie beim zweiten Luetgert-Proceß, der bekanntlich in demselben Gerichtssaal und vor demselben Richter verhandelt wurde.

Nachdem der Gerichts-Bailiff Jos. Santa in üblicher Weise die Sitzung für eröffnet erklärt hatte, wurde sofort mit der Auswahl der Geschworenen begonnen, und zwar prüfte Hülf-Staatsanwalt Smith die ersten zwölf Kandidaten. Von Biedensfeld, der auch nicht die geringste Spur von irgend welcher Erregung zeigte, folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Frage- und Antwortspiel, dessen Ausgang für seinen Proceß von weittragendster Bedeutung ist . . . . .

Biedensfeld hat auf die gegen ihn erhobene Mordanklage „Nicht Schuldig“ plaidirt. Er leugnet die That selbst nicht ab, will aber den Constabler Mc. Donald nur aus Nothwehr erschossen haben. Und dies wird dann auch die Theorie der Vertheidigung in dem sensationellen Mordproceß sein . . . . .

**28. Februar 1899.** Der Biedensfeld-Proceß.

Acht Jurymitglieder soweit vereidigt.  
Die Gattin des Angeklagten steht ihm treu zur Seite.

Die Auswahl der Jurymitglieder in dem Proceßverfahren gegen Curt von Biedensfeld schreitet schneller,

als man es erwartet hatte, vorwärts, und aller Voraussetzung nach wird morgen schon die Geschworenenbank vervollständigt sein, sodaß mit dem Zeugenverhör begonnen werden kann.

Bis heute Mittag waren insgesammt 8 Geschworene vereidigt worden. Es sind dies:

Adolph Nehring, Eigenthümer eines Farbwaaren-geschäfts; Henry C. Latus, Schnittwaarenhändler; Charles W. Hicks, Glaser; Edward B. Coeler, Buchbinder; Horace P. Tiffany, Verkäufer bei Mandel Bros; W. G. Russell, Druckereibesitzer; John G. Walters, Kunsthändler; Robert B. Taylor, Buchhalter.

Die meisten Geschworenen-Candidaten erklärten bei der Prüfung, daß sie bedingungslos gegen die Codesstrafe seien, was natürlich ein triftiger Grund war, sie peremptorisch zurückzuweisen. Andere räumten offen ein, daß sie sich bereits ein entgültiges Urtheil über den ganzen Fall gebildet hätten, was sie ebenfalls zum Jurydienst nicht qualificirte. Die Gattin des Angeklagten hatte sich im Gerichtssaal eingestellt. Sie kam in Begleitung ihres Onkels C. C. Cummings, und Beiden wurden Plätze neben dem Angeklagten angewiesen. Von Biedenfeld begrüßte seine Schwergeprüfte Lebensgefährtin, die ihm so treu zur Seite steht, aufs Innigste und schüttelte dann auch deren Onkel herzlich die Hand. Frau von Biedenfeld folgte dem Frage- und Antwortspiel bei der Geschworenenauswahl mit

leicht begreiflichem Interesse, und auch der Angeklagte selbst hielt seine Augen fest auf die Candidaten gerichtet. Dann und wann wandte er sich mit einigen Flüsterworten an seine Gattin, die dann liebevoll zu ihm emporblickte. Cummings las inzwilchen eifrigt eine New Yorker Zeitung durch und sah nur gelegentlich auf, wenn ein neuer Geschworenen-Candidat geprüft wurde. — — —

### 2. März 1899.

Kurz vor der Mittagspause ist heute der letzte Geschworene in dem Mordproceßverfahren gegen Curt von Biedenfeld in der Person des Grundeigenthums-händlers George W. Nye gewonnen worden. Die Jury setzt sich (neben den früher Genannten) aus folgenden Mitgliedern zusammen:

Chas. Bolte, Lederzuschneider; Wm. D. Gowdy, Creditabtheilung, Ludwig Wolf Mfg. Co.; Louis Ehrhart, Besitzer einer Thür- und Fenster-rahmen-Fabrik; George W. Nye, Grundeigenthums-Agent.

---

### 3. März 1899. Der Biedenfeld-Proceß.

Gewaltiger Andrang des Publikums zu den Gerichtsverhandlungen.

Biedenfeld will selbst den Zeugenstand betreten.

Das Criminalgerichtsgebäude bot heute Vormittag dasselbe Bild, wie in den Tagen des ersten Luetgert-



Processus. Eine gewaltige Menge Volkes jeglichen Alters und jeglichen Standes drängte sich nach dem Gerichtssaal Richter Garys, um den Verhandlungen in dem Mordproceßverfahren gegen Curt von Biedenfeld beizuwohnen und die Gerichtsdienner hatten ihre liebe Noth, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Sobald sämmtliche Plätze im Gerichtssaal eingenommen waren, wurde Niemand mehr eingelassen — draußen auf dem Corridor aber standen noch Hunderte von Personen in „Gänfereihe“ und erwarteten geduldig, bis sich für sie Gelegenheit bot, in das Gerichtszimmer zu gelangen.

Die Verhandlungen selbst wurden pünktlich zur festgesetzten Stunde wieder aufgenommen. Als der Angeklagte vorgeführt wurde, concentrirte sich natürlich sofort das allgemeine Interesse auf seine Person, und die ihn noch nicht persönlich kannten, waren sehr darauf verlesen, den des Mordes angeklagten ehemaligen preußischen Kürassier-Lieutenant einmal aus nächster Nähe zu sehen. Von Biedenfeld sah heute recht „siegesebewußt“ aus. Die geltrige Eröffnungs-Ansprache seines Anwalts hat ihn anscheinend mit froher Hoffnung erfüllt; er erklärte, daß er im weiteren Verlaufe des Processus selbst den Zeugenstand betreten werde, um den Jurymitgliedern persönlich zu erzählen, daß er nur aus Nothwehr gehandelt habe, als er die tödtliche Kugel auf den Constabler Mc. Donald abgefeuert. Er sei es sich selbst, sowie seiner Gattin und seinen Kindern schuldig, daß er nichts unversucht lasse, um seinen guten Namen wiederherzustellen, und keinen

Hugenblick habe er auch bisher daran gezweifelt, daß ihm dieses gelingen werde.

— — — — —  
Auch heute fand sich die Gattin des Angeklagten wieder pünktlich im Gerichtssaal ein. — — —

Gleich nach Eröffnung der Gerichtssitzung wurde der Zeichner Fred. Chittenden von dem Vertreter der Staatsanwaltschaft als erster Zeuge aufgerufen. Derselbe hat die Zeichnungen entworfen, welche die genaue Entfernung erkennen lassen, in welcher Biedenfeld von Mc. Donald stand, als sich die traurige Affaire in Redpaths Schankwirthschaft zutrug.

Dann betraten John und Frank Mc. Donald, die Brüder des erschossenen Constablers, den Zeugenstand und erzählten kurz die Lebensgeschichte ihres unglücklichen Blutsverwandten. Der Coroners-Arzt, Dr. Noel, welcher die Post Mortem-Examination gemacht hatte, erklärte der Jury hierauf die Beschaffenheit der Schußwunde, welche den Tod Mc. Donalds herbeigeführt hat.

Eine allgemeine Aufregung machte sich im Publikum bemerkbar, als Hülfstaatsanwalt Ben Smith den nächsten Belastungszeugen aufrief. Es war dies der Polizist John Buttmer, ein Augenzeuge der verhängnißvollen Schießaffaire. Er erzählte etwas umständlich, daß er am Abend des 22. November v. J. gemeinschaftlich mit Mc. Donald die Redpathsche Schankwirthschaft betreten habe, woselbst man Biedenfeld an der „Bar“ stehend angetroffen habe. Derselbe habe kurz darauf die Bemerkung fallen lassen, daß

„alle Türken erbärmliche Feiglinge seien“. Zeuge fuhr dann wörtlich wie folgt fort: „Mc. Donald, der diese Worte auf sich bezog, antwortete, daß er allerdings ein Türke, dennoch aber kein Feigling sei. Im nächsten Moment krachte auch schon der erste Schuß. Ich wandte mich schnell um und sah, wie Mc. Donald taumelte. In schneller Reihenfolge fielen dann noch zwei weitere Schüsse. Ich stürzte mich jetzt auf den Angeklagten und ersuchte ihn, nicht mehr zu schießen, wobei ich ihm gleichzeitig meinen eigenen Revolver auf die Brust setzte.“ Auf die Frage des Hülfstaatsanwalts Smith, ob er, Zeuge, bemerkt habe, daß Mc. Donald irgend eine verdächtige Bewegung gemacht habe, etwa, als ob er seinen Revolver ziehen wollte, antwortete der Blaurock mit einem kurzen „Nein!“

Anwalt Forrest nahm den Zeugen sodann in ein scharfes Kreuzverhör, in dessen Verlauf Buttimer eingestehen mußte, daß er nicht angeben könne, welche Worte auf beiden Seiten kurz vor dem ersten Schuß gefallen seien. Auch erklärte Zeuge, daß ein gewisser Herr Berryman gleich nach der Schießaffaire auf Biedenfeld zugekommen sei und zu diesem gesagt habe: „Sie haben ihn getötet!“ worauf der Angeklagte erwidert hätte: „Das thut mir sehr leid, indessen er wollte mich niederknallen und ich bin ihm zuvorgekommen.“ Die nächsten beiden Zeugen, Patrolman Mulcahy und Polizei-Sergeant Marks sagten aus, daß der Revolver geladen war, welcher der Tasche Mc. Donalds entfiel, als Letzterer, tödtlich getroffen, zu Boden stürzte. — — —

4. März 1899.

Der Biedenfeld-Proceß.

Die Belastungszeugen sagen zu Gunsten des Angeklagten aus.

Mc. Donald sucht direkt Händel mit ihm.

Die meisten der bisher vernommenen Belastungszeugen in dem Mordproceßverfahren gegen Curt von Biedenfeld haben Huslagen gemacht, welche der Sache des Angeklagten eher günstig als nachtheilig sind, und wenn die Staatsanwaltschaft kein besseres Beweismaterial an der Hand hat, so wird v. Biedenfeld zweifelsohne freigesprochen werden. Fast jeder einzelne Augenzeuge hat schon gleich beim direkten Verhör zugegeben, daß Mc. Donald den Angeklagten zuerst anrempelte und mit ihm Händel suchte; weit wichtiger als dieses ist aber das Zugeltändniß, welches der Vertheidiger Biedenfelds im Kreuzverhör dem als Belastungszeugen vorgeführten Börsenmakler Charles Sullivan abzwang. Es lief darauf hinaus, daß Mc. Donald seine beiden Hände in den Hüftentaschen hatte, als er drohend vor Biedenfeld stand. Und Thomas Sullivan, ein weiterer Belastungszeuge, mußte sogar zugeben, daß er in jenem Moment den Revolverkolben in der einen Hüftentasche Mc. Donalds gesehen habe. Andererseits bezeugte der Schankwärter Henry Blankenhorn, daß Biedenfeld an jenem verhängnißvollen Abend sehr „krakehlüchtig“ gewesen sei, doch benahm sich der Zeuge im Kreuz-

verhör so sonderbar, daß die Jury auf seine Auslagen nur wenig Gewicht legen dürfte.

Auch heute war der Andrang zu dem Gerichtssaal wiederum ein recht starker, und namentlich die holde Weiblichkeit war zahlreich erschienen, um den interessanten Verhandlungen beizuwohnen. Biedenfeld befand sich in hoffnungsvoller Stimmung; man konnte es sozusagen seinen Mienen ablesen, daß er mit dem bisherigen Verlauf des Zeugenverhörs mehr als zufrieden war, und allgemein wurde heute auch im Publikum die Ansicht ausgesprochen, daß es recht günstig um ihn stehe. — — —

6. März 1899.

Der Biedenfeld-Proceß.

Die Vertheidigung führt wichtige Entlastungszeugen vor.

Mc. Donald soll den Angeklagten mit dem Code bedroht haben.

Nach Wiederaufnahme der Verhandlungen in dem Mordproceß-Verfahren gegen Curt von Biedenfeld erklärte heute HülfS-Staatsanwalt Smith, daß seine beiden letzten Belastungszeugen erst im Laufe des Nachmittags zur Stelle sein könnten. Anwalt Forrest, der Rechtsbeistand des Angeklagten, erklärte sich damit einverstanden, daß diese beiden Zeugen erst später vernommen würden und führte dann als seinen ersten

Entlastungszeugen den Anwalt J. W. Firestone vor. Derselbe stand früher in Diensten der Berrylschen Detektiv-Agentur, und seine Auslagen bezogen sich vornehmlich auf die Gefinnung, die Mc. Donald dem Angeklagten gegenüber hegte. Zeuge erzählte, daß er sich am 1. November 1896 mit Mc. Donald in den Geschäftsräumlichkeiten besagter Detektiv-Agentur befunden habe, als von Biedenfeld eingetreten sei. Derselbe sei sofort auf den nachherigen Constabler zugegangen und habe gesagt: „Mach, meinen Glückwunsch ob des guten Ausgangs der leidigen White-Affaire-Untersuchung.“ Worauf Mc. Donald in barschem Ton geantwortet habe: „Sie brauchen mich nicht zu beglückwünschen, Sie Deutscher —; Icheren Sie sich zum Kuckuck, oder ich Ichieße Sie wie einen Hund über den Haufen, Sie verd . . . . . dutschman.“

„Biedenfeld verließ ruhig das Zimmer,“ fuhr Zeuge fort, „wandte sich aber auf der Thürschwelle um und sagte gelassen: ‚Sie werden mich bereit finden; ich stehe meinen Mann.‘ Mc. Donald rief ihm zornentbrannt nach: ‚Ich werde sie zu finden wissen.‘“

Firestone erklärte in seinem weiteren Verhöre, daß Mc. Donald einen sehr schlechten Leumund hatte und als gewaltthätiger, rachsüchtiger und gefährlicher Mensch bekannt war.

Die nächsten Zeugen, Geschäftsführer George W. Riggs, von der New York Lebensversicherungs-Gesellschaft, und der Wagenhändler Thomas Fay sagten ebenfalls aus, daß Mc. Donald verschiedentlich geäußert habe,

er werde schon noch „quitt“ mit von Biedenfeld werden.

Thomas Weirich sagte auf dem Zeugenstand aus, daß er die Constabler Mc. Donald und Beck am 15. November v. J. in der Schankwirthschaft 594 Sheffield Ave getroffen habe. Im Laufe des Gespräches habe Mc. Donald seinen Revolver gezogen und gesagt, daß derselbe eine vergiftete Kugel enthalte, die für einen gewissen Mann bestimmt sei. Zeuge identifizierte dann den Revolver Mc. Donalds. Auch Weirich blieb im Kreuzverhör fest bei den einmal gemachten Auslagen.

Recht wichtige Auslagen machte auch der ehemalige Polizist Benjamin Ettelson. Derselbe erzählte, daß er zugegen gewesen sei, als Mc. Donald sich einen Revolver gekauft habe. Derselbe habe damals bemerkt, daß er sich einen „deutschen Baron“ aufs Korn nehmen wolle.

Der frühere HülfS-Staatsanwalt Todd versuchte sein Möglichstes, die Auslage des Zeugen im Kreuzverhör zu erschüttern, hatte hiermit aber keinen Erfolg.

W. C. Conkin, ein BergwerGs-Ingenieur, war auf Veranlassung der Vertheidigung eigens aus Boston hierhergekommen, um als Entlastungszeuge für Biedenfeld aufzutreten. Er sagte aus, daß er im September im „Saratoga-Hotel“ gewesen sei, und daß der Angeklagte damals auch nicht im Geringsten gedroht habe, Mc. Donald erschießen zu wollen, wie dies bekanntlich der Belastungszeuge Provins ausgesagt hatte.

Der Anwalt Handette sagte aus, der Angeklagte habe sich am 18. November, um die Zeit, zu welcher er nach der Behauptung des Belastungszeugen Provins im Saratoga-Hotel Drohungen gegen Mc. Donald ausgestoßen haben soll, in seiner, Handettes, Gesellschaft im Geschäftslokal des Richters Lyon befunden.

Ein Bureaugehülfe Handettes bestätigte diese Angabe.

Joseph Weinberg, der Ladendiener f. H. Naracon und der Detektiv Fred W. Fairmann schilderten den erschossenen Mc. Donald als einen rachsüchtigen und jeder Zeit zu Hieb und Schuß bereiten Krakehler.

Dave Lewinson eröffnete die Reihe der im Laufe der Nachmittagsitzung vernommenen Zeugen. Er beschwor, daß Mc. Donald mehrfach Drohungen gegen Biedenfeld ausgestoßen hat.

Der Anwalt Frank C. Pratt sagte aus, Mc. Donald habe ihm gegenüber erklärt, er werde den Baron von Biedenfeld schon kalt machen.

Thomas B. Courtney, ein Bauunternehmer, beschwor, daß er im September v. J. Mc. Donald in einer Wirthschaft an der Madison Straße lagen hörte: „I'd like nothing better than to get a shot at that Dutch...“.

Thomas M. Blatchford, Kohlenmakler, war der letzte Zeuge, der gelstern vernommen wurde. Er war auch ein Augenzeuge der Schießerei, und zwar ist sein Zeugniß für den Angeklagten von der größten Wichtigkeit. Er stand nämlich direkt neben Biedenfeld, als dieser seinen Revolver zog, und sah ganz deutlich,



daß Mc. Donald nach seiner rechten Hüftentasche faßte, und daß Biedenfeld dann erst auf diese Bewegung hin seine Waffe zog und von derselben Gebrauch machte.

Blatchford war erst am Nachmittag des 22. November mit Biedenfeld bekannt geworden, und zwar im Buffet des Grand Pacific Hotels. Dann waren sie zusammen nach dem Athletic Club gegangen, wo Blatchford mehrere Briefe schrieb. Von dort aus gingen sie nach dem Buffet im Marquette Gebäude, wo Blatchford eine Conferenz mit einem Geschäftsfreunde hatte. Dann gingen Biedenfeld und er nach der Wirthschaft von Ed. Redpath am Jackson Boulevard. Dort trafen sie die beiden Sullivans und Beringer. Dann kam die Rede auf die Palästina-reise des deutschen Kaisers und auf dessen Fahrt nach Konstantinopel. Wenige Minuten später wollte Sullivan die Wirthschaft verlassen und Thomas Sullivan legte sein rothes Halstuch um. Biedenfeld sah das und rief ihm zu: „Sie sehen wie ein ‚Türk‘ aus.“ Sullivan erwiderte: „Ich bin wohl ein ‚Türk‘, jedoch keiner von denen, die Sie im Sinne haben.“ Darauf bemerkte von Biedenfeld: „Die ‚Türks‘ sind alle Feiglinge.“

Nun mischte sich Mc. Donald, der am anderen Ende des Schenkfisches gestanden, in die Unterhaltung. Er trat auf Biedenfeld zu und fuhr diesen an: „J' m a Turk, but no coward.“ „Who said you were?“ erwiderte dieser. „You.“ „Who?“ „You.“ So ging es hin und her zwischen den Beiden. Schließlich sagte Mc. Donald: „J' m ready for you at any time.“

und griff mit seiner rechten Hand nach der Hüftentasche. Eine Sekunde später hatte Biedenfeld seinen Revolver gezogen und in blitzschneller Reihenfolge fielen die ersten zwei Schüsse. Mc. Donald retirirte und suchte hinter einem Gast Deckung. Biedenfeld hob seine Waffe, zielte einige Sekunden und feuerte dann den dritten Schuß, der das Bild traf . . . . .

Während des Kreuzverhørs Blatchfords durch Hülf-Staatsanwalt Smith kam es zwischen Smith und Forrest verschiedentlich zu heftigen Auseinandersetzungen, da Smith seine Fragen in äußerst gehässiger Weise stellte. Einmal ertheilte sogar Richter Gary dem Hülf-Staatsanwalt einen Verweis, weil derselbe Blatchford frug, ob er nicht einmal wegen Unterschleifs verhaftet worden wäre.

Nach der Vertagung der Sitzung nahm Blatchford auch Gelegenheit, dem Hülf-Staatsanwalt in lehrbündiger Weise seine Meinung zu sagen und es wäre möglicher Weise noch zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht Forrest sich ins Mittel gelegt und Blatchford beruhigt hätte.

### 9. März 1899. Proceß Biedenfeld.

Die Beweisaufnahme der Vertheidigung abgeschlossen.

Es beginnt jetzt das „Rebuttal“.

Trotz aller Bemühungen gelingt es dem Hülf-Staatsanwalt Smith nicht, den Angeklagten während des Kreuzverhørs in Widersprüche zu verwickeln. —

Biedenfelds Kreuzverhör währte bis gestern Nachmittag drei Uhr, und obwohl Hülf-Staatsanwalt Smith sich die größte Mühe gab, Biedenfeld in Widersprüche zu verwickeln, und durch seine Fragestellungen offenbar beabsichtigte, ihn zu einem Zornesausbruch zu reizen, blieb der Angeklagte immer ruhig und gelassen, obwohl man ihm verschiedentlich anmerkte, daß ihm die Selbstbeherrschung recht schwer wurde. In Widersprüche ließ er sich nicht verwickeln, sondern blieb bei seinen im direkten Verhör gemachten Auslagen. — — —

Nachdem Biedenfeld den Zeugenstand verlassen, wurden noch eine Reihe von Personen vernommen, die über den schlechten Leumund Mc. Donalds Auslagen machten. — — —

Polizist Peter Fitzpatrik beschwor, daß der Schankwärter Henry Blankenhorn am 24. November v. J., also zwei Tage nach der Schießerei, ihm gegenüber die Vorgänge in der Redpath'schen Wirthschaft genau in derselben Weise geschildert habe, wie es der Angeklagte auf dem Zeugenstand gethan, während bekanntlich Blankenhorns Auslagen, als er als Zeuge vernommen wurde, ganz anders lauteten und für den Angeklagten ungünstig waren:

Hierauf versuchte Hülf-Staatsanwalt Smith den Nachweis zu führen, daß Charles H. Mc. Donald sich eines vorzüglichen Leumundes erfreute und ein höchst friedliebender Mensch war. Zu diesem Zwecke wurden eine Reihe von Polizisten, selbstverständlich irischer Ab-

Stammung, sowie verschiedene Schankwirths vernommen. Dieselben thaten auch ihre Schuldigkeit und erklärten unter Eid, daß die Reputation Mc. Donalds vorzüglich war. Keiner der Herren hatte je davon gehört, daß Mc. Donald einen Mordversuch auf seine Frau gemacht und deshalb von den Geschworenen in den Anklagezustand verletzt worden war. Der Zeuge Lieutenant Cudmore gab zu, daß ihm bekannt war, daß Mc. Donald einen Arrestanten mit dem Revolverkolben ins Auge geschlagen hatte.

Kapitän Wheeler wurde auch zum Zeugen gepreßt, bereitete jedoch dem Staatsanwalt eine Enttäuschung, indem er auf dem Zeugenstande zugab, daß ihm die Reputation Mc. Donalds nicht bekannt sei. Kapitän Haas, der auch als Leumundzeuge vorgeladen worden war, zog es vor, nicht zu erscheinen, ebenso glänzte Friedensrichter Prindiville durch Abwesenheit.

Vernommen wurden die folgenden Polizisten:

J. Sullivan, Lieutenant P. D. O'Brien, William Cudmore, V. Plunkett, Detectives J. March, J. M. Smith, J. Ellicott, August Weber, J. Mc. Swiggan, J. C. Bailey, J. B. Barkin, W. C. Healy, J. Mc. Clain und Sergeant O'Connor. — — —

Es gelang dem Vertheidiger in nahezu jedem einzelnen Fall nachzuweisen, daß die Zeugen nie Jemand über den Charakter Mc. Donalds sprechen hörten, und sogar, daß sie Leute Mc. Donald einen rohen, rach-

lüchtigen und gefährlichen Menschen nennen hörten. Selbst Patrick O'Brien entlockte er ein derartiges Geständniß.

William Plunkett, ein College Cudmores, versuchte ebenfalls dem Charakter Mc. Donalds nach dem alten Motto: „De mortuis nil nisi bene“, ein gutes Zeugniß auszustellen. Im Uebrigen schien er es mit Sokrates zu halten, welcher zu sagen pflegte: „Ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Wenigstens wußte der Benannte nicht anzugeben, was in seiner eigenen Station mit Mc. Donald vorgenommen wurde.

Hehnlich erging es den Geheimpolizisten Thomas Mc. Lean, George F. Howard, John H. Elliott, John J. Fitzmorris, Anthony Mc. Weeney, James G. Bailey, James V. Arkil und Edward C. Healy.

Der Letztgenannte verneinte die Frage des Vertheidigers, ob die Polizisten beschlossen hätten, den vorliegenden Fall zu einem irisch-deutschen zu machen. —

Bailey beantwortete die Frage des Vertheidigers, ob er nicht wisse, daß es zur Zeit, als Kiple und Shea als Geheimpolizisten zusammen arbeiteten, gebräuchlich war, Gefangene in der Central-Polizeistation brutal zu behandeln, und die weitere Frage, ob es ihm nicht bekannt sei, daß einst eine Abordnung von Besitzerinnen verrufener Häuser sich bei dem ehemaligen Hülfspolizeichef Fitzpatrik über das brutale Benehmen Mc. Donalds beschwerten, mit den Worten: „Ich habe davon nie etwas gehört.“ — — —

Einem Berichterstatter ds. Blattes gegenüber erklärte der Vertheidiger, alle Polizeibeamten, welche geschworen

hatten, daß sie nicht beeinflusst worden seien, für Lügner und sprach sich dahin aus, daß das ganze Polizeidepartement sich gegen den Angeklagten verschworen habe, — weil die Mc. Donalds eine Familie von Polizisten sind.

Der Polizeikapitän Haas hatte der Vorladung nicht Folge geleistet. Er war übrigens der einzige Widerlegungszeuge der Anklage, welcher einen deutschen Namen trägt. — — —

13. März 1899.

### Der Biedenfeld-Proceß.

Anwalt Forrest plaidirt für den Angeklagten.

Der Zudrang zu dem Gerichtssaal war heute größer, denn je, wozu wohl der Umstand viel beitrug, daß Anwalt Forrest, dessen Beredtsamkeit in weiten Kreisen bekannt ist, mit dem Plaidoyer für den Angeklagten beginnen sollte. Unter der Schaar der Neugierigen war heute besonders stark das weibliche Geschlecht vertreten. Gleich nachdem die Gerichtssitzung eröffnet war, begann der Anwalt mit seinen Beweisführungen. Ein Vergleich zwischen ihm und dem Hauptvertreter der Anklage, Herrn Todd, muß unbedingt zu Gunsten des Ersteren ausfallen. Herr Forrest sprach viel geläufiger und gewandter als der gegnerische Anwalt und vermag in Folge dessen mehr Eindruck auf seine Zuhörer zu machen. Um seinen Ausführungen größeren Nachdruck zu verleihen, hantirte Biedenfelds Vertheidiger viel mit einem Revolver herum, welchen der Richter der Vorsicht

wegen zuvor aber prüfen ließ. Er wies in sarkastischen Worten darauf hin, daß fast ausschließlich Polizisten, darunter Inspektor Shea, ihrem einstmaligen Collegen das gute Leumundszeugniß ausgestellt hätten. Polizeilieutenant Cudmore und Inspector Shea hätten ausdrücklich bekundet, Chas. Mc. Donald habe als städtischer Polizist keinen Gewaltakt begangen. Ersterer habe aber im Kreuzverhör zugeben müssen, daß er zugegen gewesen, als Mc. Donald in Gegenwart des Inspectors einen hilflosen Gefangenen in der Central-Station ohne jede Ursache mit dem Kolben seines Revolvers über den Kopf geschlagen habe und deshalb von Inspector Shea zur Rede gestellt worden sei. Das characterisire zur Genüge den Werth jener Auslagen. Die Chatfache, daß Mc. Donald niemals wegen seiner brutalen Handlungsweise vor ein Polizeitribunal gestellt worden sei, beweise, daß er bei seinen Vorgesetzten einen gewissen „Pull“ gehabt habe. — — —

14. März 1899.

Heute Abend erst wurden die Plaidoyers nach viertägiger Dauer von dem Staatsanwalts-Gehülfen Ben Smith endlich beendet. — — —

Soweit die Berichte einiger deutscher Zeitungen Chicagos bis zu dem Zeitpunkt, wo sich die zwölf Geschworenen zurückzogen, um das Urtheil zu fällen. Am 15. März wurde ich von den Geschworenen freigesprochen, ein Urtheilspruch, der im Criminalgebäude mit donnernden Hochrufen empfangen wurde, die sich

auf die Straße fortsetzen. Nachdem mir mein Rechtsanwalt W. S. Forreft, dessen Assistent Mr. Bacharach, meine zur Urtheilsvorkündung erschienenen Freunde, die Geschworenen, sowie der Hülf-Staatsanwalt Smith die Hand geschüttelt, wurde ich sofort aus der Haft entlassen. Am Thor des Criminalgebäudes waren Hunderte von Leuten, namentlich Mitglieder der Kriegervereine erschienen, die bis zur Abfahrt meines Wagens mir zuriefen: „Chree cheers for the Baron.“

Die weiteren Berichte, die nach meiner Freisprechung in englischen wie in deutschen Zeitungen erschienen, sind für mich zu schmeichelhaft, um von mir in meinen Fragmenten wiedergegeben werden zu dürfen. Die Chicago Daily News, die gelbste aller gelben Hetzblätter gegen die Deutschen, mußte in dem Extrablatt, das diese Zeitung herausgab, ihrem Bericht überschreiben:

Extra.

6. 45 O' Clock P. M.

Von Biedenfeld is free.

The jury returns a verdict that Charles Mc. Donald was Killed in Self. Defense.

End of long ordeal reached.

Outcome of the murder trial vindicates the German nobleman and fully sustains his claims.

Von den 1164 Gratulationen, die mir von allen Theilen der Vereinigten Staaten zugesandt wurden,



möchte ich nur einige folgen lassen; diese dürften die Stimmung des großen Publikums wiedergeben, zumal ich nur eine einzige anonyme Zuschrift erhielt, die für den Ablender ihrer äußeren Gestalt und inneren Gehalts nach bezeichnend war.

Chicago, March 16, 1899.

Baron von Biedenfeld, Chicago.

Dear Sir,

I congratulate you on your acquittal. I noted the mean and contemptible manner in which the Daily News referred to you at every opportunity; but this, to me, was as clear as the sun-light: it was the police influence they were catering to, and to create prejudice against you.

If all newspaper editors now living could be hung, on general principles, and a new deal furnished, it would be an object lesson of vast benefit to humanity. Besides being the meanest of wretches, most of them are abject slaves, — frequently voicing sentiments as foreign to their honest convictions as it is possible for anything to be.

Yours respectfully

E. H. Reppert.

Copy to The Daily News.

Erfreut über den glücklichen Ausgang sendend herzlichsten Glückwunsch.

Germania-Reit-Club.

Wm. Schmidt, Pres.

C. Gallauer, Sec. 1 y.

My heartiest congratulations

Yours

G. C. Zetlemeisl.

Die herzlichsten Glückwünsche vom ehemaligen Kameraden

Kurt von Hrentschildt. Brooklyn.

Sincere congratulations to you and your heroic wife.

Albert Breitung.

Accept my heartiest congratulations.

H. Wolverding.

Accept my most hearty congratulations.

Rev. John Ziella.

Werther Herr!

Obgleich Ihnen gegenüber fremd, so sehe ich mich als Deutscher dennoch veranlaßt, Ihnen zu dem Ausgang Ihres Processes vielmals zu gratuliren.

Achtungsvoll

C. Gruber.

5402 Bishop Str.

Milwaukee, d. 16. 3. 99.

Geehrter Herr!

Die herzlichsten Glückwünsche sendet

Paula Wirth

Schauspielerin am deutschen Theater, Milwaukee.

Have watched with much interest your case since Nov. 22. last was much pleased with the verdict. Accept my congratulations

Yours truly

F. R. Patterson  
Muskegan, Mich.

Michigan City, Indiana, März 19. 1899.

Werther Herr Baron!

Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen meinen Glückwunsch auszusprechen . . .

Ich habe gezittert bei dem Gedanken an die Gefahr, in welcher Sie schwebten und doch gefreut, mit welcher Ruhe und Sicherheit Sie auftraten, und ich mußte mir sagen, das kann nur ein Biedenfeld thun, wenn ich Ihres unvergeßlichen Vaters gedenke, ich war Diener im Hause Ihrer werthen Eltern auf Rittershain in den Jahren 69, 70 und 71, als Sie werther Herr Baron noch ein kleiner Knabe waren. Möge Gott Sie beschützen auch fernerhin, das ist mein lehnlichster Wunsch.

Ihr ergebener Diener

Heinrich Ulrich  
1117. Manhattan Str.

My dear von Biedefeld, New York, March 18. 99.

I just received the last Chicago Paper containing the news of your acquittal. In case of a mad dog they are hot at once, & everybody accepts such an act as wise in the defence of life, then why not treat vicious men in the same way.

Yours truly

H. C. Farnsworth.

Wir, die Unterzeichneten, Beamte der Chicago Brewing Co., die den Verlauf Ihres Processes mit dem größten Interesse verfolgten, erlauben uns Ihnen mit aufrichtigster Freude die herzlichsten Glückwünsche zu Ihrer Freisprechung entgegen zu bringen.

Hochachtungsvoll

E. W. Wahl

Chas. F. Hanske

B. Ruhn

Jacob Steinemann

Braumeister

H. C. Mathis, Mgr. of Bottling Dept.

Jno. M. Chaffin. Red. Cloud Nebraska, March 17. 99.  
Attorney at Law.

Baron Curt von Biedefeld.

Chicago Ills.

Dear Sir:, I note with pleasure your acquittal. Chanks to The Chicago Daily Tribune, I was enabled

to keep light of the case from its inception, and at no time lost faith in your innocence — — —

You are not unconscions of the fact that you were prosecuted by a lawyer of marked ability, and you may well sing the praise of your own attorney, who so nobly stood by you throughtout the very distinguished prosecution to which you were subjected. Shake, Baron, shake!

Very respectfully yours  
G. M. Chaffin.

New York, 16. März 1899.

Geehrter Herr Baron!

Gestatten Sie mir als ehemaligen Scatcollegen auf dem Dampfer Lahn mit Herrn Kunhardt und dem gediegenen katholischen Priester, Ihnen zum glücklichen Ausgang Ihres Processes zu gratuliren. — — —

Hochachtend  
Geo. R. Oettel.

Jackson Lodge, Nr. 6. Chicago, March 15. 99.  
American Unity.

C. B. von Biedenfeld,  
dear Baron,

You will kindly accept my most hearty congratulations on the outcome of your case.

With Kind regards etc.

I remain Yours Very Resp.

B. H. Mc. Htee.

Chicago, d. 16. 3. 99.

Geehrter Herr!

Gestatte mir, Ihnen hiermit meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu Ihrer so glänzenden Rechtfertigung zu übermitteln; es ist diese gleichzeitig ein nicht zu unterschätzender Triumph für das hiesige Deutschthum.

Achtungsvoll

Hans Rommel.  
5488 Lake Ave.

El Paso, March 20. 1899.

Herrn Baron von Biedefeld.

Chicago.

Ich kann nicht unterlassen die Gelegenheit zu ergreifen und Ihnen aus tiefster Brust meine aufrichtigsten Glückwünsche zu senden und wünsche nur, es gäbe zum Wohle der Deutschen in Amerika viele Charaktere wie Sie! — — —

Ich drücke Ihnen herzlich die Hand und bleibe

Ihr tief ergebener

Cactus Billy gen. William Heinze.  
Cowpuncher in the plains in New Mexico.

u. i. w.

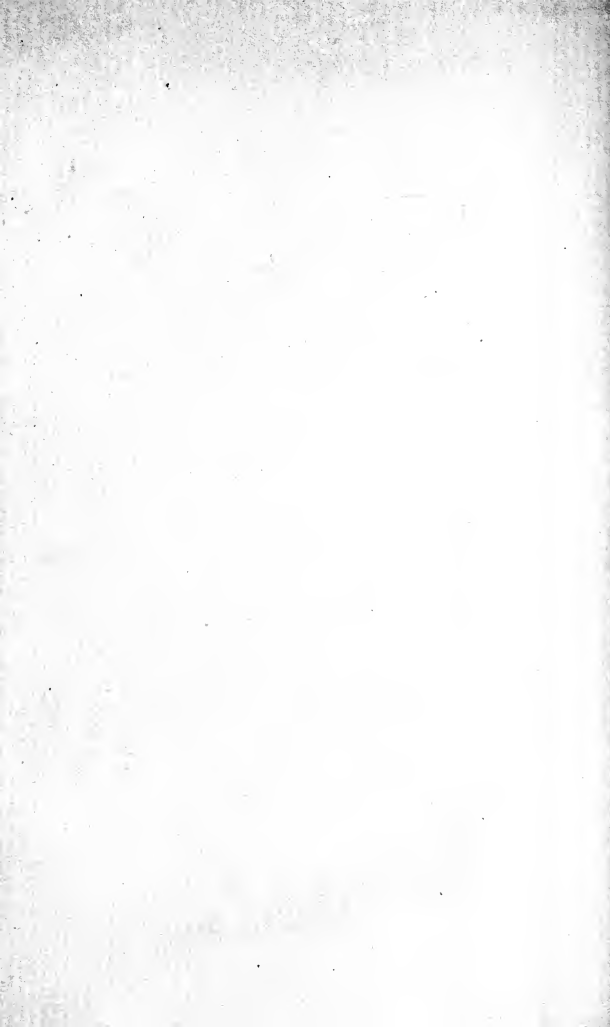
28. März 1899.

An Bord des Norddeutschen Lloyd dampfers „Kaiser Friedrich“. Das Letzte, was ich von den Vereinigten Staaten von meiner Cabine aus sah, ist die Freiheits-Statue im Hafen von New York.

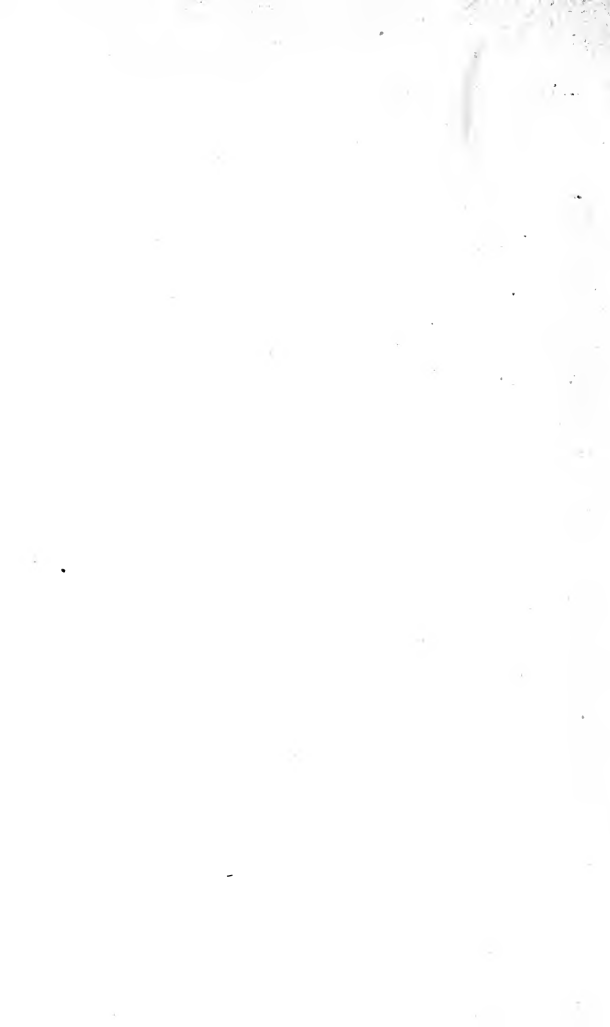
„Fortgesetzte Sklaverei ist der amerikanische Preis für Freiheit.“

Curt Freiherr von Biedenfeld.









**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW**

\_\_\_\_\_

**RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE  
RECALL**

---

---

--	--

**Nº 639669**

**Biedenfeld, C.v.**

**Auszüge aus dem  
amerikanischen Tagebuch.**

**E168**

**B59**

LIBRARY  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
DAVIS

